

# DIE FACKEL

Nr. 334—335

31. OKTOBER 1911

XIII. JAHR

## Glossen

Von *Karl Kraus*

### GEISTESGEGENWART

seit achtzehn Jahren vorbereitet, kann ihre Wirkung schließlich nicht verfehlen. So lange ist es jetzt her, daß sämtliche offiziellen Persönlichkeiten Österreichs, Minister, Abgeordnete und Parlamentsberichterstatter für den äußersten Fall vorbereitet sind. Regierungen kamen und gingen, Parlamente wurden aufgelöst, Berichterstatter starben. Nichts geschah, aber ein Jahrgang gabs an den nächsten weiter, und alle wußten, daß ihnen nichts geschehen könne, wenn es doch einmal ernst werden und die Detonation auf der Galerie erfolgen sollte. Denn sie hatten das Geheimnis. Es handelte sich darum, daß man seit dem 9. Dezember 1893<sup>1</sup> gelernt hatte, wie man sich als offizielle Persönlichkeit in historischer Lage zu benehmen hat, und daß es gegenüber einem Attentat nichts anderes gibt als Geistesgegenwart. Das wars. Aber mit jedem Tage wuchs die Ungeduld, da man die Empfindung hatte, daß alle Geistesgegenwart verpulvert sei, wenn nicht bald ein Schuß erfolge. Umsomehr, als sich auch die Attentäter sichtlich der Situation gewachsen zeigten, indem sie die Geistesgegenwart hatten, in sie nicht hineinzuschießen. Denn sie wissen wohl, daß in diesem schönen Lande auf jedes Martyrium zehn Interviews folgen, daß jeder, der nicht dabei war, mit heiler Haut davongekommen sein möchte und daß eine Kugel zwar daneben gehen kann, aber die Darstellung des Abgeordneten Kuranda nicht! Sie wissen, daß ein Attentat von der Galerie, so einfach es aussieht, aus einem Leitartikel, aus einem zweiten Artikel, aus noch einem Artikel, aus persönlichen Eindrücken des Justizministers, aus der Persönlichkeit des Attentäters, aus einem Gespräch mit dem Abgeordneten seines Wahlbezirkes, aus einer Darstellung über das Verhör, aus dem Hergang des Attentats, aus einem wilden Tag im Parlament, aus dem Bericht eines Funktionärs, aus der Information eines hohen Regierungsbeamten, aus der Ansicht eines Polizeibeamten, aus der Festnahme des Attentäters, aus dem Lokalausweis, aus einer zweiten Verhaftung, aus der juristischen Qualifikation der Tat, aus Ovationen für alle, die nicht erschossen wurden, aus der Darstellung von zweiundvierzig Augenzeugen, die unversehrt sind, aus dem Leben des Attentäters, aus dem Beginn, der Unterbrechung und der Wiederaufnahme der Sitzung und schließlich aus dem Bombenattentat Vaillants in der französischen Kammer auf die Geistesgegenwart Dupuys sich zusammensetzt. So weit wollten sie es nicht kommen lassen! Achtzehn Jahre vergingen. Inzwischen memorierten sämtliche offiziellen Persönlichkeiten Österreichs das Losungswort. Da riß endlich einem Attentäter die Geduld und es

1 Bombenanschlag auf den französischen Parlamentspräsidenten Charles Dupuy durch den Anarchisten Auguste Vaillant. Jener duckte sich, entging der Explosion und erklärte: "Die Debatte wird fortgesetzt, meine Herren".

reizte ihn, einmal die Geistesgegenwart des Ministeriums Gautsch zu versuchen. Bum ! — — — — Fünf Schüsse. Und ganz Österreich rief: »La séance continue!« (Die Sitzung wird unterbrochen.) Alle bestätigten, daß die Worte denkwürdig seien und der Moment historisch. In dem fürchterlichen Lärm aber, in der Panik, in der alles zu den Reportern stürzte, verstand man die Worte nicht und es klang wie: »Lass'n S' den kenn i eh!«

\* \* \*

### **DIE RICHTER HIERZULANDE**

sind nicht so, sie tun nur so. Diese preußische Miene — die natürlich auch nicht so ist, denn daheim ist der Mann Masochist und bekommt bei der geringsten Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen der Masseuse eins über die Amtsschnauze — diese preußische Strenge also und vor allem diese exakte Erledigung, so daß man sich nicht einmal Zeit nimmt, im Beratungszimmer die Würstel aufzuessen, sondern schon hinausstürzt und einem kleinen Buben, der eine Laterne beschädigt hat, ein Jahr schweren Kerkers gibt — ich finde das alles so unglaublich! Sagen wir, es war ein Versuch. Den Wienern steht die Revolution nicht und ihren Richtern nicht die Tyrannis. Es ist glatt unmöglich, daß so ein Herr Hanusch, dem die richterliche Unabhängigkeit von der Regierung fast so sehr am Herzen liegt wie die richterliche Unabhängigkeit von der Presse, auf die Dauer gesonnen sein sollte, sich aus jedem Plauscherl mit einem Reporterl loszureißen und zum augenrollenden Störer seiner eigenen Gemütlichkeit zu machen. Mir wird man doch nichts einreden. Was die Richter hierzulande auszeichnet, ist nicht Strenge, sondern Neugierde. Sie haben es nicht nötig, sich für die schlechte Behandlung durch eine Wanda Piesecke, Potsdamerstraße 116, drei Treppen links, an dem Angeklagten schadlos zu halten, sondern im Gegenteil wissen sie so wenig von diesen Dingen, daß sie erst den Angeklagten danach fragen müssen. Ich höre längst nicht mehr hin; denn ich wurde es müde, auf die sexuelle Aufklärung des österreichischen Richterstandes zu warten. Nur hin und wieder, wenn der von tausend Greueln abgelenkte Blick über die Spalten der Gerichtssaalrubrik fliegt, gewahrt er das verglaste Auge eines alten Votanten, dem ein Kindesmord Aufschluß darüber gibt, wie die Kinder zur Welt kommen. Du liebe Zeit. Wie? Herr Wach — ich erinnere mich seiner recht wohl, er schrieb Volksstücke, war Preßrichter und respektierte die Unabhängigkeit der Kritik von der richterlichen Unabhängigkeit von der Presse — Herr Wach stellt auch noch Kreuzverhöre an? Und da war doch einmal ein Mann, wie hieß er nur, richtig, Feigl. Der muß aber schon sehr alt sein. Er war wirklich streng, dem Buben, der der Dame das Täschchen mit den zwanzig Kreuzern entrissen hatte, gab er gleich lebenslänglichen Kerker <sup>1</sup>, dann träumte er schlecht und wurde milde. Auch Hofrat wurde er, dann verlor ich ihn aus dem Auge. Aber von Herrn Wach las ich noch hin und wieder, wenn Weihnachten kam, im grauen Haus die Lichter angesteckt wurden, wenn man bei diesem Wetter keinen Hund vor die Tür gejagt hätte und der Redakteur des Tagblatts um eine sentimentale Obdachlosenskizze oder um ein Sträflingsfürsorgefeuilleton bat. Später auch sah ich selbst zu, wie der Richter mit edlem Kern in rauher Schale und umgekehrt im Prozeß gegen den Historiker Friedjung fortiter in re, suaviter in modo, wie der Historiker Friedjung sagen würde, vorging und eine derartige Unabhängigkeit von unten nach oben an den Tag legte, daß er, ehe wir noch in der Garderobe waren, Hofrat wurde. Wer hätte es nicht be-

1 s. Heft 293 # 06 »Glossen« »Die Entwicklung des ... «

merkt, die Spezialität dieses Richters ist das Zureden in Güte! Unter Beibehaltung des Formats »Am Tage des Gerichts«, wie es einem Epigonen Roseggers wohl ansteht. »Erleichtern Sie Ihr Herz!« — wie ablehnend immer sich das Publikum des Jubiläumstheaters dagegen verhalten mochte, im Gerichtssaal wirkt es noch heute. Ist der Angeklagte nun geständig, so bleibt für Herrn Wach doch eine Sorge übrig: warum der Angeklagte nicht Selbstmord verübt hat? Wie die Rückverweisung des Aktes an eine untere Instanz wirkt dann die Frage an den Angeklagten, der anstatt vor Gott, gleich vor den höchsten Richter getreten ist. Da hat etwa ein junger Mann seine Stiefmutter erwürgt, nicht ohne Notwehr, denn sein Leben drohte zu ersticken. Er wollte sich einmal erschießen. »Sie wollten sich erschießen, vergaßen aber, daß am Sonntag keine Patronen erhältlich sind.« »Daran habe ich nicht gedacht.« ... Das Fenster war ja offen, Sie hätten sich ja vom ersten Stock hinunterstürzen können oder es waren ja Messer in der Küche, Sie hätten ein Messer nehmen und sich den Hals abschneiden können <sup>1</sup>, wenn Sie sich schon um jeden Preis umbringen wollten.« »An das alles hab' ich damals nicht gedacht.« »Man kann nicht recht annehmen, daß die Idee des Selbstmordes ernst war ... weil Sie nicht auf andere Art versucht haben, sich umzubringen, und weil Sie ein ganz kolossales Motiv hatten, als Sie Ihre Stiefmutter umgebracht hatten und sich denken mußten: Jetzt muß ich mich umbringen, ich kann doch nicht weiterleben!, und sich nicht umgebracht haben. Da haben Sie es nicht getan, sondern sind in den Prater gegangen, um sich zu unterhalten.« Und immer wieder: wenn er sich nicht schon bei Lebzeiten der Stiefmutter umgebracht habe, so hätte er es doch wenigstens tun müssen, nachdem er die Stiefmutter umgebracht hatte. Warum nicht wenigstens jetzt zum Fenster hinaus? Nein, nein, es könne ihm mit dem Selbstmord »doch nicht Ernst« gewesen sein. »Es war mir Ernst mit dem Selbstmord!« beharrt der Angeklagte. »Früher hatten Sie keinen Grund zu einem Selbstmorde, entgegnet der Vorsitzende, »aber um Gotteswillen, wenn man seine Stiefmutter erwürgt, das kann einen zum Selbstmord treiben! Waren Sie nicht doch zu feig, sich umzubringen?« Angeklagter: »Nein.« Vorsitzender: »Sind Sie nicht in die Nähe der Donau gekommen?« Nur mit schwerer Mühe gelingt es, den Vorsitzenden von der Tat, die der Angeklagte nicht begangen hat, abzubringen und zu jener, die er zugibt, Mut zu machen. Der Unglückliche hat, wie sich nämlich herausstellt, tatsächlich den Selbstmord nicht verübt, den ihm der Vorsitzende in die Schuhe schiebt, und er muß der eindringlichsten Bitte, sein Herz zu erleichtern, widerstehen. Denn um Gottes willen, wenn man seine Stiefmutter erwürgt, das kann einen zwar zum Selbstmord treiben, wiewohl einen um Gottes willen nichts zum Selbstmord treiben soll, aber es sollte einen nicht dazu treiben, es verantworten zu müssen, daß man keinen Selbstmord verübt hat Viel berechtigter klingt schon der Vorwurf »Sie scheinen viel Heine gelesen zu haben!« Denn der Angeklagte kann nicht leugnen, daß er vor der Tat etwas gemacht hat, was dem Vorsitzenden zu dieser viel weniger zu passen scheint als ein Selbstmord, nämlich Gedichte. Ein alter Votant aber, der viel Marlitt gelesen zu haben scheint, meldet sich plötzlich und stellt an den Angeklagten, der sich die Absicht eines Selbstmordes angemaßt und dadurch die Behörde irregeführt hat, die Frage: »Haben Sie nicht, als Sie den Selbstmord begehen wollten, daran gedacht, vom Vater Abschied zu nehmen, ihm die Hand zu drücken, ihm Lebewohl zu sagen?« Ich habe an gar nichts gedachte, erwidert der Angeklagte mit einigem Recht und überläßt es einem alten Votanten, zu ermessen, ob er wohl, wenn er um Gottes willen soeben seine Stiefmutter er-

1 Das war aber damals noch nicht üblich. Halsabschneiden wurde erst mit dem verstärkten Eindringen von Anhängern der »Religion des Friedens ®« in Europa Usus.

würgt hätte, daran denken würde, von ihrem Gatten Abschied zu nehmen, ihm die Hand zu drücken, ihm Lebewohl zu sagen. Mit dieser Frage ist aber die Neugierde des alten Votanten befriedigt, er versinkt, und die Zügel ergreift wieder der Vorsitzende, der viel Roda Roda gelesen zu haben scheint. Denn jetzt kommt der Hauptpaß. Eine neunzehnjährige Zeugin tritt auf, ein liebes Tanzmädchen, dem der Angeklagte seine Gedichte gewidmet hat. Sie hat nicht viel zu sagen, aber das wenige ist besser als das viele, was eine sitzengebliebene Justiz zu fragen hat. »Als was für einen Menschen haben Sie ihn kennen gelernt?« Zeugin: »Als einen sehr lieben Menschen.« Diese Antwort, die ein ganzes graues Haus überglänzt, scheint den Vorsitzenden zu irritieren. Und als vollends die Zeugin die Frage des Verteidigers, ob der Angeklagte ein Idealist gewesen sei, mit einem schlichten »Ja« beantwortet, holt der Vorsitzende zu einer Bemerkung aus, die unfehlbar jene trostlose Heiterkeit nach sich zieht, welche ihm der Gerichtssaalreporter in Klammern apportiert: »Sie werden das schon deshalb schließen, weil Sie von ihm Gedichte bekommen haben (Heiterkeit.)« Der Angeklagte hat ihr von schweren Träumen erzählt. Einmal: »daß er im Schlafe aufgestanden, mit der Bettdecke in ein andres Zimmer gegangen und dann wieder in das Bett zurückgekehrt sei. Die Decke ist im Nebenzimmer liegen geblieben.« Vorsitzender: »Das haben Sie doch nicht tragisch genommen, daß er die Decke spazieren getragen hat?« Das Mädchen ist die Tochter eines Rechnungsrates, gehört also der gesellschaftlichen Schicht an, der der Vorsitzende angehört. Auf die Frage des Verteidigers, ob der Angeklagte gern von ihr nach Hause gegangen sei, antwortet sie mit »Nein«, worauf sich der Vorsitzende, der viel die Pschütt—Karikaturen gelesen zu haben scheint, nicht enthalten kann, über das arme Mädchel hinüber ins Auditorium zu rufen: »Ein Liebhaber geht nie gern von der Geliebten weg nach Hause«. (Heiterkeit.) — Man wird mich meine Wiener Richter kennen lehren! Vor einer Lappalie den Rhadamanthys spielen — nein, das sieht ihnen nicht ähnlich. Aber wer ein Stück Privatleben vor ihnen zu verbergen hat, kann sich auf eine angenehme Viertelstunde gefaßt machen, und wer in toterner Sache vor sie hintritt, dem singen sie schon ein Gstanzl! Mir wern kan Komiker brauchen.

\* \* \*

### DIE POLIZEI HIERZULANDE

die ist auch nicht ohne. Und auch nicht ohne Erfolg. Das erfahren wir zum Beispiel aus der Darstellung, die ein sonst ziemlich zuverlässiger Lustmörder im Gerichtssaal von der Art, wie seine Überführung zustande kam, gegeben hat:

*Präs.:* Schließlich haben Sie doch ein Geständnis abgelegt und den Sachverhalt ähnlich wie heute erzählt. Nur das Zusammentreffen mit der Ermordeten haben Sie anders geschildert. — *Angekl.:* Woher wissen Sie das? — *Präs.:* Aus dem Protokoll. — *Angekl.:* Wissen Sie denn, warum ich das Protokoll überhaupt gemacht habe? Weil der Polizeikommissar mich anflehte, ich möge ihm doch den Erfolg gönnen. Ich dachte mir, wenn es ein Erfolg für ihn ist, dann soll er ihn haben. — *Präs.:* Das klingt doch sehr unwahrscheinlich. — *Angekl. (entschieden):* Das ist sehr wahrscheinlich! — *Präs.:* Ich weiß ja nicht, ob er es notwendig [nötig] gehabt hat. Damals war ja durch die blutigen Fingerabdrücke auf der Schürze des Opfers Ihre Täterschaft schon unzweifelhaft! Die Daktyloskopie hatte wie-

der einen Triumph zu verzeichnen. — *Angekl.:* Ist ja nicht wahr. Der Kommissar bat und quälte mich: »Herr Voigt, gönnen Sie mir den Erfolg!« Ich wiederhole das. Ich entgegnete: »Gut, wenn Sie n' Erfolg haben wollen, kommen Sie man her, machen wir halt n' Protokoll.« (Stürmische Heiterkeit.)

Die Darstellung mag ein wenig übertrieben sein, aber zu stürmischer Heiterkeit ist durchaus kein Grund vorhanden. Den Leuten, die einen Mord auf dem Gewissen haben, wird schon auf der Polizei in Güte zugeredet, sich das Herz und dem Kommissar das Avancement zu erleichtern. Wenn ein Beamter einmal etwas eindringlicher wird, so hat das seine guten Gründe, er wartet lange genug, nämlich auf das Geständnis, muß zusehen, wie der Chef des Sicherheitsbüros immer die ganze Ehre der Findigkeit für sich allein in Anspruch nimmt, und da kann es schon vorkommen, daß, wenn alle Stricke reißen, der Henker an das gute Herz des Mörders appelliert. Manche bleiben verhärtet und machen kein Protokoll. Ist einmal ein guter Kerl da, der ein Einsehen hat, sich aber auch nachher im Gerichtssaal der Regung nicht schämt, sondern frank erzählt, wie ihn der Mann der neunten Rangsklasse erbarmt habe, so wird er ausgelacht. Warum aber sollten die Mörder, auf deren Herzgrube die Polizisten es abgesehen haben, aus ihrem Herzen eine Mördergrube machen? Die Daktyloskopie, die eine fast ebenso bedeutende Wissenschaft ist wie die Graphologie und noch zuverlässiger als die Psychiatrie, mag ihres Triumphes und damit ihrer Zeitungsnotiz noch so sicher sein: wenn der Mörder ihre Behauptungen nicht bestätigt, ist sie geschnapst. Man braucht heute die Mörder. Beim gegebenen Stande der Kriminalwissenschaft, die eine sehr gediegene und gewiß noch entwicklungsfähige Wissenschaft ist, kann man zum Beweise einer Tat so wenig den Täter entbehren, wie man zur Feststellung eines Tatbestandes die Tat entbehren kann. Zu einem Mord gehören nicht zwei, sondern drei. Die Leiche hat man, den Kommissar auch, wenn aber jetzt der Mörder nicht Ja und Amen sagt, steht man schön da. Ein Mord, der nur begangen und nicht auch gestanden wird, gilt nicht. Ein Erfolg der Polizei besteht aus einem Mord und einem Geständnis. Bei einem so wichtigen Delikt ist man auf die Mitwirkung des Täters unbedingt angewiesen, während sonst meistens das Delikt genügen mag. Bei gemeinen Exzedenten erfolgt die Überführung durch die Aussage des Wachmanns und bei der Protokollierung ist der Beschuldigte so sehr der passive Teil, daß er froh ist, mit einem blauen Auge aus der Wachstube davonzukommen. Bei Falschmünzerei hingegen ist es sogar schon der Fall gewesen, daß auch das Delikt nicht begangen, sondern der Polizei erst in Aussicht gestellt wurde. Sie ließ es geschehen und gewann so die Zeit, um Erhebungen pflegen zu können. Auch bei Kuppelei verschafft sie sich erst im Laufe von Jahren die Gewißheit, daß sie begangen wird, um dann mit desto besserem Erfolge einschreiten zu können. Die Kupplerinnen tun nun zwar, wie wir so oft aus dem Gerichtssaal erfahren haben, der Polizei auch was zuliebe; aber das Geständnis liefern sie ihr nicht. Darum dauert es auch so lange, bis ihnen ein Haar gekrümmt wird, und dann ist es grau, und manche werden reich und ziehen sich zurück und sterben, nicht ohne daß sie sagen können, daß kein Kommissar in feindseliger Absicht die Schwelle ihres Hauses übertrat. Die Mörder aber, die Mörder, die imstande wären, einem Kommissar zuliebe einen Mord zu begehen, und die gewiß nicht so hartherzig sind, ihm ein Geständnis zu versagen, helfen selbst ihren Strick drehen. Im Volk ist der lächerliche Glaube verbreitet, daß jeder, der etwas angestellt hat, es sich mit der Polizei richten kann. Sicher ist, daß die Mörder die einzige Kategorie im Staat sind, mit der es sich die Polizei richten muß. Daß sie sich bemüht hat, braucht man einer Aussage des Delinquenten,

der zunächst stürmische Heiterkeit folgt, erst dann zu glauben, wenn sie von der Aussage des Kommissars bestätigt wird:

Polizeikommissar Dr. Hugo Weinberger wird hierauf vernommen. — *Präs.*: Haben Sie irgend einen moralischen Zwang angewendet, um Voigt zu einem Geständnisse zu bewegen? — *Zeuge*: Von einem Zwange ist keine Rede. Ich war aber bemüht, ihn zum Geständnisse zu bringen, indem ich ihm vorhielt, daß er allen Grund zu einem Geständnisse habe, weil alle Tatsachen so sehr gegen ihn sprächen. Das ist ja Sache der Polizeibehörde. — *Präs.*: Sie sollen ihm gesagt haben, er möge Ihnen doch diesen Erfolg gönnen. — *Zeuge*: Das ist auf Folgendes zurückzuführen: Ich war überzeugt, daß Voigt der Täter sei, und *da er nun sein Gewissen nicht erleichtern wollte*, sagte ich ihm: »Wenn Sie schon nicht aus Eigenem gestehen wollen, dann *verschaffen Sie mir die persönliche Genugtuung, daß Sie es mir zuliebe tun.*« *Das gebe ich ohne weiters zu.* — Voigt erhebt sich und sagt: Meine volle Hochachtung vor dieser Aussage des Herrn Polizeikommissars. Obwohl der Herr Kommissar mich mit den Worten entlassen hat: »Wir sehen uns wohl nie wieder«, so habe ich doch (mit einer eleganten Verbeugung vor dem Zeugen) die Ehre und das Vergnügen, Sie wieder zu sehen. — *Staatsanwalt*: Humor hat er.

Und einen, der sympathischer ist als der Humor der Staatsanwälte und Präsidenten, den sie, ohne ihn zu haben, unaufhörlich an der Wehrlosigkeit üben. Aber er hat nicht nur Humor, sondern auch recht. Der Kommissar hat es ihm bestätigt. Der Kommissar hat ein Geständnis abgelegt, ohne daß von einem Zwange die Rede sein könnte. Es klingt fast so, als ob ich ihn gebeten hätte, wenn er schon nicht aus Eigenem gestehen wolle, es mir zuliebe zu tun. Es ist eidlich festgestellt, daß ein Lustmörder auf der Polizei gebeten wurde, dem Beamten eine persönliche Genugtuung zu verschaffen. Die Mörder verpflichten sich den Staat, aber er nimmt ihre Gefälligkeit in Anspruch, ohne sich zu revanchieren, ohne auch nur die Todesstrafe abzuschaffen. Das ist nicht nobel gehandelt. Es läßt auf die falsche Gemütlichkeit schließen, die hierzulande auch in staatliche Angelegenheiten hineinspielt. Wenn ein Beamter einen Delinquenten bittet, es ihm zuliebe zu tun, daß er sich schneller hinrichten lasse, so könnte der Delinquent ihm schon mit einigem Recht die Bitte, lieber ihm etwas zuliebe zu tun, zurückgeben. Es ist nicht würdig, eine solche Antwort zu riskieren. Es ist nicht menschlich, an die Überführung eines Menschen seine Hoffnungen zu knüpfen und die Beförderung in die achte Rangsklasse zum Tod durch den Strang zu einer Begriffseinheit zu machen. Es ist nicht geschmackvoll, dabei an die Mithilfe des beschädigten Teils zu appellieren. Und es ist grotesk, vorauszusetzen, daß sich das Vergnügen eines Lustmörder auf seine eigene Hinrichtung erstreckt und daß es, wenn sie selbst ein Opfer wäre, doch so weit vorhalten wird, um einem so lieben Kerl wie dem Weinberger keine Bitte abzuschlagen!

\* \* \*

### BEWEGUNG

»Vor der Verhandlung und in den Pausen musterte er fast ohne Unterlaß die merkwürdigen Frauen, die es in den Gerichtssaal gezogen hatte, den Lustmörder zu sehen.«

\*

»Ich sah in ihr auch etwas Apachenhaftes und sagte ihr: Weißt du, du bist ein grausames Ding. Da hing sie mir am Halse ... Ich stieß ihr das Messer in den Rücken.« — Nun wird die Köchin Philomena L. als Zeugin vernommen. Sie stand schon im Jahre 1906 mit Voigt in Beziehungen, die dann bis zum Jahre 1909 fort dauerten und denen selbst die Erkrankung Voigts keinen Abbruch tat. »War Ihnen bekannt, daß Voigt einmal in geschlechtlicher Überreizung eine Frau getötet hat?« *Zeugin:* »Ja, das wußte ich bereits im Jahre 1906. (Bewegung.) — »Und Sie haben keine Furcht gehabt, die Geliebte eines Lustmörders zu sein?« — Zeugin zuckt die Achseln und schweigt. (Bewegung.)

\*

Diese Bewegung ist der Ersatz für die Ruhe, die ihnen in den mageren Jahren auferlegt ist, wo es keine Lustmörder gibt und nicht einmal Verhandlungen gegen Lustmörder. Denn die größte Sicherheit an der Seite eines Geschworenen kann ihnen nicht helfen. Und jede, die dasaß, hat den Staatsanwalt mit dem Angeklagten betrogen. Daß die Frauen so merkwürdig sind, erfahren die Männer merkwürdigerweise erst bei solcher Gelegenheit: und merken sichs nicht. Sie beruhigen sich wieder, denn alle Tage gibts nicht Lustmord, und wenn morgen wegen Einbruchs verhandelt wird, so muß der Angeklagte schon ganz besondere Qualitäten haben, um Bewegung hervorzurufen zu können.

\* \* \*

### **DIE BEKÄMPFUNG DES MÄDCHENHANDELS**

»Die heutige Hauptversammlung der Konferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels eröffnete Geh. Rat v. Dirksen mit einer Begrüßungsansprache, worin er u. a. der Presse für ihre Unterstützung der Bestrebungen des Kongresses dankte — — — — ihre Aufmerksamkeit zuwenden ... Erhebungen pflegen — — die erforderlichen Mittel ergreifen — — Das Gewissen der Völker schärfen — — — — Einen sehr interessanten Bericht mit wertvollen Wincken für Reisende erstattete Frl. Pappenheim über ihre Orientreise.«

\* \* \*

### **KONTRASTE**

»Aus Paris wird gemeldet: Die 'Aurore' macht die Bemerkung, daß die menschliche Dankbarkeit auch für die allergrößten geleisteten Dienste ein Jahrzehnt nicht wesentlich überdauere, und stellt über diese Hinfälligkeit menschlicher Gefühle Betrachtungen an. Den Anlaß gibt die Tatsache, daß der Herr Alfred Dreyfus <sup>1</sup>, für den während der Affäre die 'Aurore', damals von Herrn Clémenceau geleitet, bekanntlich die verzweifeltsten und schließlich siegreichen Kämpfe geliefert hat, ihr mitteilt, daß er von Neujahr ab aufhöre, ihr Abonnent zu sein.«

---

1 Für Interessierte am Dreyfus—Prozeß empfehle ich die Briefe Wilhelm Liebknechts in den Heften 18, 19, 21, 42 & 44 und nicht die Wikipedia.

Nichts auf der Welt verträgt sich schlechter als eine Wahrheit, die auf dem Marsch, und ein Abonnement, das abgelaufen ist.

\* \* \*

#### VON GESPERRTEN UND VON OFFENEN SANATORIEN

Eine behördliche Maßregel, die ihrer Begleitumstände wegen weit über Sachsen hinaus Aufsehen erregen dürfte, ist von dem Kreis-  
ausschuß der königlichen Kreishauptmannschaft in Dresden getroffen worden. Der Ausschuß hat der weltbekannten Naturheil-  
anstalt Bilz die Konzession entzogen. Der Beschluß der Kreis-  
hauptmannschaft wird auf Vorgänge im Anstaltsbetrieb zurückge-  
führt, die mit der Behandlung der Patienten zusammenhängen. *In der Anstalt sei lediglich der Standpunkt des Verdienstes maßgebend gewesen. Man habe besonders zahlungsfähige Patienten wochenlang festgehalten, dagegen Todkranke überhaupt nicht aufgenommen ...*

Das ist alles? Aber die Ärzte und Krankenschwestern hatten doch nicht Auftrag, für flotten Weinkonsum zu sorgen? Sie haben sich doch nicht um ihre schwersten Fälle wie Kellner und Animierdamen bemüht? Und der Besitzer des Sanatoriums hat sich doch nicht so sehr als graduierten Hotelier gefühlt, daß er sich in einem Rundschreiben an seine ärztlichen Lieferanten offen dazu bekannte? Etwa so:

Hochverehrter Herr Kollege! Erlauben Sie mir Ihnen Mitteilung zu machen: ... durch ein neues Arrangement die billigen Zimmer vermehrt ... um 25 Kronen täglich bereits ein kleines Zimmer mit Gartenaussicht ... um 27 bis 30 Kronen ein nettes Gartenzimmer, um 35 bis 38 Kronen ein großes Zimmer mit Balkon ... Die teureren Zimmer von 45 Kronen (mit Badezimmer, Klosett etc.) und 50 Kronen (mit Erker und Vorzimmer) sind doch reine Luxuszimmer, *die anderswo überhaupt nicht vorhanden sind, meist von den Ausländern aber oft direkt begehrt werden ... ungerechtfertigten Ruf über die besondere Teuerung meines Hauses ... Wenn man in Betracht zieht ... so wird man es begreiflich finden, daß sich die Fachleute die Mäßigkeit der Preise nur durch den fast ungeschwächt ganzjährigen Betrieb erklären können ... durch Erweiterung meiner Küchenräume und Vermehrung eines erstklassigen Küchenpersonales ... vor dem Sanatorium ein Automobilstandplatz, der es ermöglicht ... in 12 Minuten um 3 Kronen 10 Heller zum Stephansplatz zu gelangen ... dreimal wöchentlich an den Winterabenden im Musikzimmer erstklassige französische Künstler (Montmartre—Quartett, Willy Bass) Musikvorträge abhalten werden ... Schließlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich in der Nähe Purkersdorfs eine ausgedehnte und ergiebige Jagd gepachtet habe, die den *Freunden* und Patienten des Hauses stets kostenlos zur Verfügung stehen wird. Mit kollegialer Hochachtung  
Dr. Rud. Urbantschitsch.*

\* \* \*

## EIN DÜSTERES FAMILIENBILD

*Präs.:* Der Vater hat die Sache halt nicht ernst genommen, was beweist, daß er ins Nebenzimmer gegangen ist, um *Zeitung zu lesen*. Warum haben Sie der Mutter nicht gesagt, Sie müssen *aufs Klosett gehen*, das auf dem Gange draußen ist? — *Angekl.:* Ich wollte schon früher einmal *in die Urania gehen* und hab' mir diese Ausrede gemacht, aber die Mutter hat mich trotzdem nicht hinausgelassen.

Tatsächlich spricht in der Urania jeden Mittwoch der Dozent Dr. Oskar Ewald über die Grundprobleme der Philosophie und frohe Stunden des Genusses wird man, wie der Prospekt in Aussicht stellt, bei den Vorlesungen des tief gemütvollen und humorfreudigen Ludwig Ganghofer erleben. Frau Olga Lewinsky versichert, daß die sorgfältige, bewußte Pflege der Sprache überaus notwendig sei, der Historiker Friedjung will den politischen und wirtschaftlichen Einschlag nicht außer acht lassen, die Frage nach dem Sinn des Lebens soll erschöpfend beantwortet werden, Napoleon war ein großer Feldherr, der Kongo ist in Afrika, und nebst der Biologie des Menschen und den Ruhmes-taten der abendländischen Völker am Tigris und Euphrat, nebst der Psychologie des Verbrechers und den lebenden Tierbildern aus Nah und Fern sind vierundzwanzig Vorträge über moderne deutsche Lyrik in Aussicht genommen, in denen unter anderm über »Blindheit und Voreiligkeit der neuen Stürmer und Dränger« gesprochen werden wird und die Dichterinnen Carmen Sylva, Isolde Kurz, Frieda Schanz, Marie Madeleine, Hugo Salus und Dolorosa eine besondere Würdigung erfahren werden. Ich weiß das alles zufällig, weil die Urania nichts dagegen hat, mir ihren Saal als Zuhörer zu überlassen. Es wird mir empfohlen, mir die Karten im Vorverkauf baldigst zu sichern. Die Schätze der Bildung liegen auf der Straße, man braucht heutzutage nur zuzugreifen. Statt dessen beschwert man sich über die ungenügende Straßenreinigung. Aber auch zu Hause gehts drunter und drüber. Der Vater geht ins Nebenzimmer und liest die Zeitung, der Sohn, ein voreiliger Stürmer und Dränger, will hinaus, die Urania ist besetzt, die Mutter läßt ihn nicht, er bleibt ungebildet und erwürgt sie.

\* \* \*

### ICH MELDE HIERMIT

meinen Beitritt als ordentliches Mitglied der Urania an. Sie hat mich gewonnen. Die Berichte über die Vorlesung des taufrischen Ganghofer, die bereits stattgefunden hat, haben mich überzeugt, daß das Streben, dem Volk Bildung zuzuführen, auch die Unterstützung jener verdient, die bisher nichts dazu beigetragen haben. Ganghofer, einer unserer beliebtesten Optimisten, hat uns in charakteristischen Stücken seine Welt— und Lebensanschauung entwickelt, angefangen von der bekannten Episode, wie er als blutjunger Mensch mit einer Empfehlung zur Gallmeyer kam, wie sie ihm ihr Alter klagte und ihm in seinen Lockenkopf fuhr, dem lieben Schneck, bis zu dem bekannten Hinauswurf durch Laube und Anzengruber. Ganghofer ist Optimist. Was man aber noch nicht gekannt hatte, war die Geschichte vom Ringtheaterbrand, durch den eine vorübergehende Trübung seines bekannten Optimismus herbeigeführt wurde. Es war, wie die Berichte sagen, eine böse Zeit für Ganghofer. Er

glaubte, seine Braut sei drin, sie war aber zu Hause. »Die schreckliche Feuersbrunst schilderte er mit bewegter Stimme«:

... Wie er zu dem brennenden Theater kam, durch das Gewühl der Menschen bis an den Künstlereingang vordrang, wie er, schon im zweiten Stock von Flammen und Rauch zurückgedrängt, eine vor Schreck gelähmte Schauspielerin mit sich ziehend, von sechs bis sieben Menschen umklammert, wieder hinabeilte, in einen verschlossenen kleinen Hof kam, dessen Tor einstieß und so mit den gleich ihm Geretteten die Straße fand. Er berichtete, wie er dann zur Wohnung der Geliebten raste, sie heil unter den Ihrigen traf und wie nun im Schreck und Glück dieser Nacht die erste Erklärung der Liebenden stattfand. Ganghofer erzählte, daß er dann nochmals zum Ringtheater eilte. Hier, von der Gewalt der Erinnerungen übermannt und mit Tränen kämpfend, bekannte er sich unvermögend, das Furchtbare, das er gesehen und niederzuschreiben vermochte, nun auch dem Publikum zu erzählen. Er brach daher diese Schilderung ab und erzählte von seiner glücklichen Brautzeit, schilderte die Hochzeit mit Kathinka Engel. Nach diesen Erlebnissen seines Herzens schilderte er seine literarischen Kämpfe ... Einige gemütvollte Worte über die Philosophie der Freude bildeten den Abschluß des überaus fesselnden Vortrages, der durch liebenswürdigen Humor gewürzt war und sich bei der Schilderung des Brandes zu dramatischer Höhe steigerte.

Das Wiener Publikum, unter dem sich noch viele erinnern, wie sie damals nicht dabei waren und gerettet wurden, hoch erfreut, Herrn Ganghofer, der nur durch einen Zufall einer Freikarte entgangen war, noch heute unter den Überlebenden des Ringtheaterbrandes zu wissen, bewunderte die Ausdauer, mit der er ohne Rücksicht auf das Liebesglück immer wieder zur Brandstätte eilte. Es horchte gespannt, als er, ohne sich unvermögend zu bekennen, von seinem Glück in der Literatur sprach, und es war geradezu entzückt, als er auf seine Hochzeit zu sprechen kam und das offene Bekenntnis ablegte, daß er »es nie bereut habe«. Im Gegenteil, rief er mit dem ihm eigenen herzhaften Optimismus, »wenn es für seinen Sohn einmal so weit sein werde«, so werde er ihm sagen: »Schau' dich um eine Wienerin um!« ... Ich bitte mich hinauszulassen. Ich will aus der Urania austreten.

\* \* \*

## **8 ODER 16 ENGLISCHE GIRLS**

haben bei Reinhardts »Schöner Helena« mitgewirkt. Die Hauptdarsteller gingen durch das Parkett auf die Bühne. Das Publikum ging nicht mit. Die Musik ist von Offenbach gestohlen.

\* \* \*

## **EIN TRAUERFALL IM BURGTHEATER**

Der Freiherr von Berger hat beim Tode Ernst Hartmanns geweint. Es kam doch unvermutet. Trotz allem, was nachträglich erzählt wurde. Man versuchte dem Baron mit dem schwachen Troste zu kommen, daß es vorauszusehen war. Er selbst und die Eingeweihten hätten es ja längst gewußt. Und doch wollte er es nicht glauben. Aber da stand es schwarz auf weiß:

»Es war immer Hartmanns Wunsch, den er bei verschiedenen Gelegenheiten geäußert hatte, daß bei seinem Begräbnis keine Reden gehalten werden. Noch im vorigen Jahre, gelegentlich des Leichenbegängnisses von Kainz, äußerte er in halb scherzhafter Form zu Direktor Freiherrn von Berger, daß dieser bei seinem Tode nicht in die Lage kommen sollte, eine Rede zu halten, da dies seinen Wünschen durchaus nicht entsprechen würde.«

Der Freiherr von Berger nahm für einen Scherz, den man so im Gespräch hinwirft. Nun aber, da Hartmann starb, stellte es sich heraus, daß er wirklich ... Man wollte es zuerst dem Freiherrn von Berger verschweigen, aber dann mußte man sich doch entschließen, es ihm, wenn auch in schonender Form, beizubringen. Erst nach und nach rückte man mit der Wahrheit heraus. Man sagte ihm zunächst nichts weiter, als daß Ernst Hartmann in der Nacht gestorben sei: Berger, der zu ahnen begann, meinte, er sei gefaßt, das Schlimmste zu hören. Er erinnerte sich wohl selbst an jenes Gespräch nach der Leichenrede für Kainz, schon damals hatte er sich einer trüben Ahnung nicht erwehren können. Er bat, man möge ihm die volle Wahrheit sagen. »Hartmann, der also in der Nacht gestorben ist, hat —«: hier schon stockte der Bote. »Wie, was, ich will alles hören!« rief Berger mit den Zeichen nervöster Ungeduld. »Er hat im Testament hinterlassen, daß Herr Baron keine Rede halten sollen.« ... Berger stand erschüttert. Er kehrte sich ab und weinte.

\*

Hierauf äußerte er den Wunsch, daß die Reporter hereingelassen werden mögen. Während er für die Neue Freie Presse schrieb, diktierte er den Vertretern von vier andern Blättern, drei aber konnten nicht mehr berücksichtigt werden und schrieben unter seinem Namen selbst die Nekrologe. Alles stand unter dem Eindrucke der Tatsache, daß das Burgtheater wieder eine seiner besten Reden verloren hatte, und wenn die ganze Schwere dieses Verlustes, wenn der stumme Schmerz, den der Tod Hartmanns bedeutet, in allen Artikeln zur Geltung kam, so fand besonders in dem Nekrolog, den Berger der Neuen Freien Presse gab, die ganze Ungehaltenheit der Leichenrede ihren beredten Ausdruck. »Was will man von mir haben?« war der Gedanke, der sich speziell durch diesen Nachruf zog. Mit auffallender Heftigkeit lehnte Berger jede Verantwortung für den Tod Hartmanns ab. An ihm werde es wieder ausgehen, natürlich, er tue, was er könne, er habe Paulsen aus dem Abgrund heraufgeholt, jetzt soll er alles in fünf Minuten machen, die früheren Direktoren seien schuld, die Hartmann unersetzlich gemacht haben, warum haben wir nicht Bassermann und Harry Walden, die damals billig zu haben waren — und was dergleichen ergreifende und stilvolle Betrachtungen am Grabe eines geliebten Künstlers mehr sind. Selten ist Wüsteres gesprochen und gedruckt worden, selten etwas, das deutlicher die Signatur eines Charakters trägt, der seinen eigenen Verlust betrauert, und eines Kopfes, der nicht erst einen Trauerfall braucht, um sich verlorenzugeben. Man spürt, wie hemmungslos sich die ungehaltene Rede überstürzt, um sich in einen wütenden Nekrolog zu verwandeln, und man steht erschüttert vor dem Unbegreiflichen: wenn es ihm schon nicht beschieden war, die Rede zu halten, daß es ihm nicht wenigstens vergönnt war, den Tod Ernst Hartmanns vorher zu erfahren, um für einen halbwegs zimmerreinen Artikel Zeit zu haben.

\*

Er hat dafür in Hamburg eine Rede gehalten, und da man auch in Hamburg weiß, daß er eine Rede besser als ein Wort halten kann, in einer dorti-

gen Zeitung versichert, daß er an seinem Verlust für Hamburg unschuldig sei und daß sich Wien seinen Gewinn selbst zuzuschreiben habe:

In meiner sehr schwierigen Stellung ist mir meine Hamburger Zeit oft der einzige Trost. Ich denke viel an die schönen Tage zurück. Das Schicksal war stärker als mein Wille. Es geht mir wie Iphigenie ...

Ein Vergleich mit der schönen Helena wäre auch nicht übel gewesen. Hatte er doch seinen Hamburger Aufsichtsrat unaufhörlich seiner Treue versichert, nachdem die Sache mit dem Obersthofmeister in Wien längst abgemacht war, und war es doch jene Hand des Verhängnisses, um die er sich schon so lange beworben hatte. Aber das mit der Iphigenie stimmt freilich noch besser. Beweis: Er hat zwanzig Jahre lang das Burgtheater mit der Seele gesucht ... Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken nach seines Vaters Hallen ... Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, der froh von ihren Taten, ihrer Größe den Hörer unterhält ... Er ist mein Vater. Doch ich darf es sagen, in ihm hab' ich seit meiner ersten Zeit ein Muster des vollkommenen Manns gesehn ... Es klingt so schön was unsre Väter taten, wenn es im stillen Abend-schatten ruhend der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft; und was wir tun ist, wie es ihnen war, voll Müh' und eitel Stückwerk! ... Und so wuchs ich herauf, ein Ebenbild des Vaters ... Doch es reißt mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder ... Mit nichten! ... Ich bin arm und stumm ... Ich habe nichts als Worte ... O laßt das lang' erwartete, noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten des abgeschiednen Freundes, eitel mir und dreifach schmerzlicher vorübergehn! ... Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme ... Nicht Worte sind es, die nur blenden sollen ... O höre mich! ... Es störe niemand unsern stillen Zug! ... Denken die Himmlischen einem der Erdgebornen viele Verwirrungen zu ... Und haben kluges Wort mir in den Mund gegeben ... Ach! ich sehe wohl, ich muß mich leiten lassen wie ein Kind. Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten, noch jemand etwas abzulisten ... Ich untersuche nicht, ich fühle nur ... Sorg' auf Sorge schwankt mir durch die Brust ... Gefährlicher zieht sich's zusammen ... Beschleunige das Opfer, Priesterin! Der König wartet und es harret das Volk ... Es überbraust der Sturm die zarte Stimme ... Ein unnütz Leben ist ein früher Tod ... Es trübt sich meine Seele, da ich des Mannes Angesicht erblicke, dem ich mit falschem Wort begegnen soll ... Doppelt wird mir der Betrug verhaßt ... O trüg' ich doch ein männlich Herz in mir! ... Der Frauen Zustand ist beklagenswert ... Red' oder schweig' ich, immer kannst du wissen, was mir im Herzen ist und immer bleibt ... Ich bin so frei geboren als ein Mann ... Auch ohne Hilfe gegen Trutz und Härte hat die Natur den Schwachen nicht gelassen. Sie gab zur List ihm Freude, lehrt' ihn Künste; bald weicht er aus, verspätet und umgeht ... Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht ... Ich schätze den, der tapfer ist und g'rad ... Man sieht, du bist nicht an Verlust gewohnt, da du dem großen Übel zu entgehen, ein falsches Wort nicht einmal opfern willst ... O süße Stimme! Vielwillkommener Ton! ... Soll die Glut denn ewig, mit Höllenschwefel genährt, mir auf der Seele brennen? ... Ist keine Kraft in meiner Seele Tiefen? ... Was hebt die Seele schaudernd dem immer wiederholenden Erzähler? ... Auf und ab steigt in der Brust ein kühnes Unternehmen: ich werde großem Vorwurf nicht entgehn, noch schwerem Übel wenn es mir mißlingt ... Es wird ein heimlicher Betrug geschmiedet ... O, daß in meinem Busen nicht zuletzt ein Widerwille keime! ... Wie oft besänftigte mich diese Stimme ... So sprich! Du siehst, ich horche deinen Worten ... Fast überred'st du mich zu deiner Meinung ... Große Taten? Ja, ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns sahn! ... Das Wenige verschwindet leicht dem Blick, der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt ... Geh', sammle, treuer Freund,

den Rest des Volkes; harret still, welch Ende die Götter unsern Taten zubereiten ... Du schweigst? Fahre fort, zu reden!

\* \* \*

### GEBURTTAG IM GRUNEWALD

Das war neulich ein schöner Schreck! Im Sophiensaal, wo es auch sonst von Diplomaten wimmelt, trug es sich zu, und der Bericht weiß davon zu sagen:

»Harden ist Nationalist durch und durch. Ein Waffengang zwischen Deutschland und Frankreich erscheint ihm als die einzig mögliche, sogar als die unausweichliche Lösung der gegenwärtigen Konstellation. Als er mit unerbittlicher Logik diese Konsequenz zog, war auch nicht ein Atemzug im Saale zu hören«.

Man hätte einen S—Laut fallen gehört, wenn der Mann, der die Leitartikel spricht, nicht aus freien Stücken ein anderer wäre, als der sie schreibt. Und es ist ein wahres Glück, daß man weder in Deutschland noch in Frankreich die Kriegsrufe des Herrn Harden übersetzen kann und daß ihre Verständlichkeit im Sophiensaal trotz der persönlichen Anwesenheit des Kriegsministers keinen Einfluß auf die politische Konstellation hat. So konnte der fünfzigste Geburtstag des Herrn Harden von der Neuen Freien Presse begangen werden, ohne daß Waffenlärm die Familienfeier unterbrach. Es war ein schönes Fest. Unter einem Pseudonym gratulierte einer, und es stellte sich heraus, daß es der Börsenredakteur der 'Zukunft' war. »Das letzte Geheimnis behält er für sich«, rief es da. Ob's nun eins aus einer Aktiengesellschaft oder aus dem Vorleben des Fürsten Eulenburg ist, wir sind nicht so taktlos, neugierig zu sein. Dagegen fesselt uns die Mitteilung, daß ihm »die Meisterschaft in der Werkstatt der Sprache in gewissem Sinne ein Hemmnis geworden ist«, da wir doch bisher immer geglaubt haben, daß das Hemmnis in der Werkstatt der Sprache seine Meisterschaft geworden ist. Und wir kennen uns schon gar nicht mehr aus, wenn wir dazu erfahren, daß Herr Harden »spielerisch aufgebaute Sätze« schreibt. »Ein Freund Hardens erzählt, als der jugendliche Mime sich zum erstenmal mit der Feder versucht habe, sei ihm das so leicht geworden, daß er Zweifel an seiner Qualifikation zum Journalisten hegte.« Da die Leser den nämlichen Schluß aus dem entgegengesetzten Gefühl gezogen haben, so müssen sie rein glauben, daß der Börsenredakteur von der Mystik des Leitartiklers angenommen habe. Das Verhältnis Hardens zur Sprache bleibt also mindestens unaufgeklärt. Was das Verhältnis zu Bismarck betrifft, so wird uns mitgeteilt, daß Harden »der zweiten Einladung, die aus Friedrichsruh erging, folgte«. Er ließ sich also von Bismarck bitten und war dann auch im Laufe des Verkehrs so zurückhaltend, daß schon der erste Hinauswurf genügt hat, um ihn abzubrechen, wie bekanntlich der Graf Finckenstein, Mitglied des preußischen Herrenhauses, in den Tagen des Moltke—Prozesses versichert hat. Der Biograph spricht dann wieder von den Nachahmern, die der Stil des Herrn Harden — das klingt heute schon wie: die Flora der Wüste — gefunden habe. Es ist richtig, daß diese Kunst, zu sprechen wie einem andern der Schnabel nicht gewachsen ist, heute unter den Reportern grassiert. Solcher Pöbel schreibt jetzt nicht mehr fürs Publikum, sondern für »Herrn Omnes«, und darum ist auch in einem Artikel, der die Lebensarbeit des Herrn Harden würdigt, dieser Ausdruck nicht zu entbehren. Harden hat aber noch viel bessere Worte geprägt. Da ist zum Beispiel »Phrasien«, »Saarabien«, da ist die »Bernsteinküste« der Sozialdemokratie — »nur wenige Beispiele aus

reicher Fülle, die in der Erinnerung haften blieben. Sie sind Gemeingut geworden«. Sie verdienen es auch. Die Worte, die meiner kleinen Zehe, wenn sie eingeschlafen ist, einfallen, verdienen höchstens gestohlen, nicht zitiert zu werden. Dann hören wir: »Harden arbeitet unausgesetzt an der Vervollkommnung seines Stils.« Das ist aber hoffentlich keine Information, sondern ein übertriebenes Gerücht. Dagegen ist es gewiß wahr, daß seine Gedanken »stets im Feierkleid erscheinen, niemals den dürftigen Kittel der Armut tragen«. (Wem sagen Sie das!) Freilich ist es wieder ein schweres Unrecht gegen Harden, ihm nachzusagen, daß er »auf dem Podium als Vortragender kein anderer wie vor dem Schreibtisch« ist. Richtig ist, daß er den Mut besitzt, auszusprechen, was ist. Im Gähnkrampf geben es die Gerichtsdienersämtlicher preußischen und bayrischen Instanzen zu. Aber so weit habe ich doch schon gebracht, daß Deutschlands Literaten nicht mehr behaupten, das sei, was er ausspricht! Selbst die nicht, die Herrn Harden angeblich »die Fundamentierung des Piedestals danken«, wie zum Beispiel Wedekind. Es gehört wohl die ganze Frechheit eines Börsenjournalisten dazu, zu behaupten, daß Wedekind, den Herr Harden einmal durch einen Tropf hat verhöhnen lassen und dessen Pandora er selbst auf den »Müllhaufen« gewiesen hat, ihm mehr zu verdanken habe als die Übersetzung von Frühlingserwachen in ein Männergarn der Knaben und Böckeln der Mädchen. Zu seinen Verdiensten mag es dagegen gehören, daß er »der Persönlichkeit bis in die letzte Falte ihrer Reizungen und Hemmungen gedrungen ist« und daß es ihm gelungen ist, »Mitgefühl für den schlimmsten Sünder der Bibel, für Judas Ischariot zu erwecken«. Wie verhält er sich zur Natur? Durchaus nicht ablehnend. Es stehen ihm sogar Töne zu Gebote, und man »würde irren, wenn man Harden die Seele abspräche«. Bleibt also nur noch die Frage, wie er honoriert. Schlecht, sehr schlecht, er ist zwar kein Menschenfeind, aber er bringt Vor- und Nachdrucke; er fatiert jährlich fünfzigtausend Mark und bezahlt seinen Advokaten nichts für ihre Gedichte. Das letzte Geheimnis behält er für sich. Aber auch der Börsenredakteur gibt es nicht preis, wiewohl es doch eher in sein Ressort fällt als Stil und Psychologie. Vielleicht ist es nun gerade das Geheimnis einer starken Persönlichkeit, daß sie elend zahlt und doch Apologeten findet. Weiß der Teufel, und vielleicht eben deshalb. Die Bildung kann es nicht sein. Man weiß in Deutschland längst schon, daß hier ein übertriebener Patriot mehr fatiert als er einnimmt. Immerhin ist sein Ruf bis heute unangetastet, daß er sich beim Nachschlagen nicht irrt, und an diese Qualität hat sich die Verleumdung bisher nicht herangewagt. Bisher. Denn jetzt werde ich aussprechen, was ist: Herr Harden beschwerte sich kürzlich darüber, daß man ihn in Prag konfisziert habe, und meinte, das Bild Luegers könne doch wohl keinen Staatsanwalt gärgert haben: »und andere *Austriacos* sind nicht in dem Band«. Sein Gehirn ist mit Greifzangen versehen, rühmt der Biograph des Herrn Harden. Wo mag es nur den spaßigen Akkusativ erwischt haben? Das kommt davon, wenn man nach einem Fremdwort für Österreicher sucht! Und wenn die Meisterschaft in der Werkstatt der Sprache gar zu wählerisch ist. Die Antipathie des Herrn Harden gegen geläufige Bezeichnungen geht ja schon so weit, daß er sie verhöhnt, wenn er keine andern findet. Er schreibt: »Autoren, deren Werke 'verboten' (so nennt man's) worden sind, werden leicht pathetisch«. Man glaube ja nicht, daß er mit diesem Satze bloß gegen die staatliche Bevormundung aufbegehren will. Er hat auch etwas gegen den verbalen Zwang, und er wäre auf die Prager Zensur bei weitem nicht so böse, wenn es ihm rechtzeitig eingefallen wäre, daß sie das Buch gepönte oder im Prokuratorenwahn ihm die Breitungsmöglichkeit geengt hat. Weil er ausnahmsweise nicht pathetisch werden wollte, konnte er dem nächstbesten

Wort nicht mehr ausweichen und nahm daran Anstoß. Und gleich darnach wieder: er wünscht, man solle seine Stimme erheben, »wenn anständigen 'Schriftstellern' (gräßliches Wort!) von irgendeinem Prokurator usw.« Hier hat er den Prokurator, fand aber kein schöneres Wort für Schriftsteller und findet es darum gräßlich. Warum ist es denn gräßlich? Verboten — Schriftsteller: so nennt man's! Noch nie hat ein Zensor oder ein Schriftsteller daran Anstoß genommen. Freilich, wenn einer in der Geschwindigkeit kein anderes Wort findet, ärgert er sich über eins, das schon seit Jahrhunderten da ist. Nur nichts überhasten. Ein Meister der Sprache muß sich eben Zeit lassen, dann findet er schon etwas Apartes. Gewiß, es muß sympathischere Bezeichnungen für die Sache geben. Wir Schriftsteller sind darin ein wenig skrupellos. Aber dem Sammler von für das Leseraug bestimmten Lautzeichen wird, wenn Selbsterhaltungstrieb ihm die Stahlspitze, die von der Schreibflüssigkeit getetzte, führt, solches Herrn Omnes genehme Schwatzwort nicht auf das aus Pflanzstoff erschaffne Blatt geraten ... Freilich, mit fünfzig Jahren fließt die Produktion nicht mehr so frisch. Und vielleicht meldet sich gar zu dieser Geburtstagfeier (so nennt man's?) der Verdacht, daß, wenn einer das Wort »Schriftsteller« gräßlich findet, er am Ende keiner ist.

\* \* \*

### DIE WERTHEIM

hat im Metternich—Prozeß — der im Wesentlichen deshalb geführt wurde, weil ein Graf bessere Schuhe trägt als ein Strafrichter — das Wort in Umlauf gebracht:

Vetter ja, Metter nich!

Dieser Witz, der den ganzen Dreckhaufen glanzbürgerlicher Kultur in sich schloß und alles überbot, was an Details aus diesem herausfiel, als er geschüttelt wurde, war eigentlich der Clou des Verfahrens. Alles andere, was sich immer begibt, wenn der Justiztölpel mit dem Lebenskujon zusammenstößt, verschwindet daneben. Wichtig ist nur etwa noch, daß jetzt durch Deutschland eine Bewegung geht, die den Schutz des Privatlebens der Frau Wertheim verlangt. Diese beklagt sich darüber, daß man im Prozeß »gegen eine Dame loslegte, als gelte es eine Dirne zu überführen«. Die Verteidiger hielten nämlich zum Beweise, daß der Graf Metternich kein Betrüger sei, die Frage für erheblich, ob Frau Wertheim während ihrer Schwangerschaft vor neunzehn Jahren nur von Kognak und Salat gelebt habe. Da nun der Präsident diese Frage nicht zuließ, sieht sich Frau Wertheim gezwungen, sie selbst in der Zeitung zu beantworten, und zwar so :

... Wäre ich nicht durch ein schweres Magenleiden überhaupt seit beinahe zwanzig Jahren unfähig, auch nur einen Tropfen Alkohol zu vertragen, ich hätte mich, um meinen Schmerz zu betäuben, dem Jacques Kohn — pardon, ich irrte mich — dem Kognak, dem vom Verteidiger zitierten, ergeben. Nur der Gedanke, daß der Mensch kein Kroat und nicht allein lebt von Salat, ließ mich überhaupt noch anderes genießen ... Aber wenn Jaffé so kühn gefragt hat, so werde ich ihm ebenso kühn antworten. Ich hätte ihm gern nämlich als Zeugin unter meinem Eid gestanden: Ja, ich litt in der Schwangerschaft so an Erbrechen, daß ich nur von Kognak, Milch und Baldrian gelebt, daß ich aus jener Zeit ein unheilbares Magenleiden zurückbehalten habe ...

Frau Wertheim kündigt weitere Enthüllungen an, es wird Sonntag, und sie erscheinen:

... Es tut mir leid, aber ich muß es doch sagen, um einen Begriff des Milieus zu geben: Meine Mutter, die selbst zehn Jahre lang hintereinander ununterbrochen Wuchergeschäfte mit meinem ehemaligen Gatten betrieben hat, wagte den Richter derart anzulügen, daß sie allerdings ohne Eid bekundete, sie wisse von den Schulden und Verhältnissen des Herrn Pinkus sehr wenig ...

Frau Wertheim kündigt einen Schlußartikel an. Daß sie eine pikante Feder führt, weiß man längst. Sie ist eine der beliebtesten Mitarbeiterinnen der Neuen Freien Presse und hat bisher, offenbar aus Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Stellung, unter dem Pseudonym »Truth« geschrieben.

\* \* \*

### DIE ZUCKERKANDL

»'Einem Narren darf man kein unfertiges Haus zeigen' sagt ein alter Spruch. Es muß eine kunstdenkende Zeit gewesen sein, die ihn geschmiedet hat, die zu lächeln wußte über Laienunverständnis, weil der Glaube in ihr an den Wissenden seines Werkes, an den zielbewußt Schöpferischen lebendig war. Des Baukünstlers Schaffen liegt auf der Straße. Es besitzt nicht im Entstehen, der Neugierde gegenüber, die Wehr des Werkstattgeheimnisses. Der Maler, der Bildhauer mag einen Vertrauten, einen Verstehenden das werdende blicken lassen; die große Menge wird nur dem Abgeschlossenen gegenüberstehen dürfen. Aber das Bauwerk wächst gleichsam unter öffentlicher Kontrolle der Passanten. Beim Fundament schon setzt die Kritik ein (sowie es sich nicht um einen Dutzendtypus handelt), und kaum ist die Parterrehöhe erreicht, so bricht der Chor der Erbitterten, der Nörgelnden los ...

Daß die breite Schicht des Gesellschaftlichen wieder wie einst zum Bewußtsein und zur Pflege alles Echten erzogen werden muß — das ist diesmal das Bekenntnis, welches er in Raum, Form und Material niedergelegt hat ... Ihm, der alle Dinge des Daseins organisch durchfühlt, der jedes Zeichen nach seinem innersten Sein befragt ... *dem großen Puristen der Form* ist eine weite Fortentwicklung beschieden ...

... Der archaische Zug seines Anfangs, die strenge Unterdrückung jeder Spiellust, die lapidare Formulierung des Gesetzes im Objekt, die Selbstzucht, welche jedes Opfer der Phantasie bringt, um die Form als Ausdruck der Notwendigkeit zu erringen. Erst, nachdem nun der Besitz aller Materialechtheit, aller immanenten Strukturlogik errungen und im weiten Kreis seiner Schule festgelegt ist, offenbart der Künstler den zurückgedämmten Reichtum an sinnlichem Neuerleben der Natur ... Immer allerdings mit jenem keuschen Maß der Abgrenzung, das wie ein Glanz frühen Griechentums über seine Gestaltungen sich breitet. Gedämpft nur klingt im Innern die angeschlagene Note fort. *Hier herrscht der Marmor* ... Hier durfte er der strengen Vornehmheit, der gehaltenen Anmut, durfte der Lust an Materialkostbarkeit freie Entfaltung geben. So daß er jene vollkommene Harmonie zwischen Idee und Form rest-

los erreichen konnte, die ihm den großen Zug des Klassikers verleiht.

*Dieses Haus, welches den meisten noch Zukunftsmusik bedeuten wird, ist dennoch eine Rückkehr zu edelster Tradition.* Sie schlummert nur vergessen. In den Palästen des alten Wien. Vergessen vor allem von den Nachkommen einer Aristokratie, deren Kunstfordern einst auf der Höhe des Kunstkönnens ihrer Zeit stand. Heute ist in ihr, die ganz von dem Gefühl schöpferischen Mäzenatentums sich losgelöst hat, selbst das Empfinden für den Echtheitswert ihres ererbten Kunstbesitzes verloren gegangen. Sie vermag es, neben Formen, die als lebendige Ausdruckszeichen einer Epoche einzig und unantastbar bleiben müssen, die Imitation zu ertragen ... Nun muß das Beispiel neue Menschen erziehen. Nun spielt an der Grenze zweier Zeiten das ergreifende Drama der vorahnenden, der vorbildenden Schöpferischen sich wieder ab, dieser großen Einsamen, die als Fackelträger die Wege der Kommenden erleuchten. Er ist wie kein zweiter auserlesen, Bildner des neuen Lebensgefühles zu sein ... Er stellt dem Material ideale Grenzen.«

Ja, wer denn? Adolf Loos? Aber nein, Herr Josef Hoffmann! Auf dessen sachverständiges Urteil sich die Dame berufen hat, als sie über das unfertige Haus am Michaelerplatze aburteilte.

\* \* \*

#### **EIN WEIBLICHER S. M.**

ist erstanden, also eine Art Sarah Münz. Sie übertreibt aber. Sie war bei Bourbons geladen und hat sich dort wie bei Pollack von Parma gefühlt. Wie war's, wie war's? Sie hat die Prinzessin Zita kennengelernt. »Wie ist sie, wie sieht sie aus?« Ja, das möchten jetzt alle auf einmal wissen. Die Beneidete wird sich aber hüten, das sogleich zu verraten, sondern beginnt: »Einen kleinen Vogel gibt es«. Jetzt möchte wohl jeder gerne wissen, was das für ein Vogel ist. Sie aber deutet nur an, daß es Sängerinnen gibt, von denen man sagt: »Sie trillert wie eine Lerche.« Und diese Lerche ist jener Vogel, an den sie die Prinzessin Zita erinnert, sie weiß aber nicht warum. Zum Beispiel eine Dame der Wiener Gesellschaft, die krank war und den Besuch der Prinzessin erhielt — die Bourbons verkehren, wie man sieht, bereits in der besten Gesellschaft — habe sich geäußert: »Mir war es, als sei Sonnenschein mit ihr ins Zimmer gekommen«. Aber sie wußte nicht sicher, ob der von der Länderbank, da es schon finster war, und überhaupt ist es noch keine Charakterisierung der Prinzessin. Wie ist sie? Wie sieht sie aus? ... « Der weibliche S. M. entschließt sich also festzustellen, daß die Prinzessin Zita »ein ich weiß nicht was« an sich hat, während die Haare, die das Köpfchen umwinden, strittig sind, indem nämlich »die einen sagen werden, sie seien dunkelblond, und die anderen behaupten, sie sind hellbraun«. Ihr Bräutigam aber hat »eine glückliche Art, leicht und rasch das Wort zu finden und zu führen«. Ein Beispiel: »Da macht jemand die Bemerkung: Schön ist diese Monarchie —, gleich hat er das Wort aufgehascht und an sich genommen. 'Ja, und alles haben wir — alles, an nichts fehlt es uns!'« Die hohen Brautleute haben beide, wie sich im Verlauf des Gesprächs deutlich ergibt, »die Überzeugung, daß die Luftschiffahrt der Zukunft ihren Stempel geben wird«. Da erscheint Freund Fritz. »Wer Freund Fritz ist?«

Ein pfefferfarbener deutscher Schnauzer, dem Erzherzog Karl seine Braut anvertraut, wenn er nicht bei ihr sein kann, und der mit schweigender Treue zu ihr emporblickt und gerade jetzt mit seinen Hundeaugen Brosamen ihrer Gnade erbittet; *das ist wörtlich zu nehmen*, denn er hat sich an die lange Tafel herangewagt, wo eben der Tee genommen wird, und es handelt sich ihm also um *Brosamen in des Wortes Sinn*, er erhält sie und eine Liebkosung dazu verabreicht und legt sich zufriedengestellt seiner Herrin zu Füßen ... Mich in diesem Kreise anregender und angeregter Menschen umsehend, kommt mir unwillkürlich ein Gedanke, der mich dann unabweisbar festhält: Wie oft man im Leben Urteile hört, die jeder Begründung entbehren! Was hat man nicht schon alles von der Intoleranz, der starren Frömmerei der Bourbons und Braganzas vernommen! Man würde sie sich nach diesen Schilderungen *ihnen allerdings ganz Fernstehender* noch im tiefsten Mittelalter befindlich vorstellen, von Fanatismus erfüllt, in Vorurteile eingepanzert. Und wenn man sie so in der Nähe sieht, in ihrer Mitte ist —

so sieht man, daß es ganz nette Menschen sind, die bei aller Tradition und Religiosität, die man ihnen hingehen lassen kann, »mit der Zeit, in der sie leben, Schritt halten«. Es kommt ihnen weder auf ein Interview an noch auf Brosamen in des Wortes Sinn, sie geben den Hunden, sie empfangen die Presse, und »gerade jetzt steht ein Prinz von Parma — Xavier — mit seinen Vettern von Braganza in den Reihen derer, die es sich zur Aufgabe machen wollen, das angestammte Vaterland seiner Mutter der Republik zu entreißen«. Also nicht die Bohne von Mittelalter und schwarz nicht so viel wie unter den Fingernagel geht! »Ob diese Mutter um den fernen Sohn zittert?« Nicht wenn Besucher da sind; denn »die Frauen von Braganza«, ruft die Interviewerin ganz begeistert, »sind nicht danach, daß man solches merkt!« »Die Vorgänge ihres inneren Lebens enthüllen sie nur in seltenen Ausnahmestunden und da nur den Auserwähltesten«, also wenn eine Besucherin ihnen besonders nahe steht. Denn die Herzogin ist eine Einsame, sie hat neunzehn Kinder und die Tür ihres Arbeitszimmers steht nicht still. Prinz Sixtus macht eine seiner treffenden Bemerkungen, die nichts und niemand schonen und unverfälscht gallischen Esprit atmen, so daß er ein Causeur par excellence ist, wiewohl wer über eine so feingeschliffene Zunge verfügt, führt gewöhnlich auch eine feine Feder. Die Herzogin bemerkt: »Nun, über eure schwachen Mägen hab' *ich* mich noch nie zu beklagen gehabt«. Die S. M. sagt: In solchen Momenten hat sie etwas wie einen Widerschein ...

\* \* \*

#### TEILNEHMER AN DER TAFEL ERZÄHLEN

daß der prächtige neue Saal mit dem vornehmen gesellschaftlichen Treiben, den vielfarbigen Uniformen, den Priestergewändern und Prunktoiletten der Damen ein bezauberndes Bild zeigte und daß die Unterhaltung die vergnügteste war.

Wie das? Man hat nicht gesehen, wie sie gegessen haben, man hat nur gehört, wie sie gegessen haben? Zeichen und Wunder! Eine Hoftafel, bei der oben auf der Galerie nicht mitgeschrieben wird, was unten gespeist wird? Teilnehmer an der Tafel erzählen? Das klingt pikant, aber das klingt auch pikiert! Das Bild nur bezaubernd? Die Unterhaltung nur die vergnügteste? Das ist wenig genug, das gibt bloß in plastischer Anschaulichkeit einen Zustand

wieder, bei dem die Presse das Nachsehen, aber nicht das Zusehen hat! Und wenn dereinst auch die Teilnehmer nicht mehr erzählen werden — Gott man kann nicht wissen, wie sehr sich noch die Zeiten zu ihrem Nachteil ändern werden —, dann könnte, es ja geschehen, daß man auf die reine Vorstellung angewiesen wird? Die unten vertragen nicht mehr zuzusehen wie die auf der Galerie zusehen wie sie essen? Und wenn sie auch nicht mehr vertragen zu hören wie die Presse gehört hat wie sie gegessen haben? Vor zehn Jahren gab es noch zwanzig Zeilen zu jedem Gang, heut gibts nur noch fünf Zeilen über zehn Gänge, und morgen wird uns schon die Phantasie zuhülfe kommen müssen. Zuhilfe, es wird katholisch!

\* \* \*

### EIN FAUSTISCHER KOPF

wie dieser Felix Salten erhebt alles zum Problem. Das Niedrigste wie zum Beispiel eine Burgtheaterpremiere oder das Höchste wie zum Beispiel eine erzherzogliche Hochzeit. Die Ereignisse, die der Kosmos der Hof— und Personalnachrichten umschließt, sind heute nicht mehr der Sachlichkeit des Salonblatts, sondern der Nachdenklichkeit von S. Fischers Rundschau überantwortet. Wenn es auch den Anschein hat, daß wieder Zeiten kommen, wo die Stelle eines Hofpsychologen aufgelassen werden könnte, so gibt doch gerade das Ahnungsvolle einer unbestimmten Zukunft der Darstellung einen vertieften Reiz. Es war vorauszusehen, daß die Heirat des Erzherzogs Karl Franz Josef mit der Prinzessin oder vielmehr Prinzeß Zita unsern Salten bewegen werde. Was ihn dabei nicht anders als die anderen Geister beschäftigt, ist das Problem: sie sind ja weder dem Titel noch der Situation nach ein Kronprinzenpaar und doch sind sie ein Kronprinzenpaar! Was aber seine Betrachtung hoch über die der andern hinaushebt, ist die Gediegenheit und Fülle vergleichender Darstellung und die kombinatorische Fähigkeit, die schon heute weiß, daß auf die Gegenwart die Zukunft folgt, während die Gegenwart selbst wieder nur etwas ist, was auf die Vergangenheit gefolgt ist. Das gibt dem Ganzen jenen direkt schwermütigen Ton, der auch mitten durch die heitere Anschaulichkeit eines Hofballs an unser Denken greift. Denn wie lange ist es her, daß wir ein Kronprinzenpaar gehabt haben! Wenn man sich in diese Frage versenkt, wenn man den Mut hat, ihr ins Auge zu sehen, so gelangt man zu der einfachen und scheinbar naheliegenden Feststellung, daß wir schon seit zwei Dezennien keines gehabt haben. Der Blick aber schweift in die Vergangenheit, er schweift um die Gegenwart herum und er schweift in die Zukunft, und man kann nur sagen, er verdüstert sich. Man höre:

Seit Kaiser Ferdinand, den die offizielle Geschichte den Gütigen nennt, seinem Vater auf den Thron folgte, ist in Österreich kein Sohn mehr seinem Vater in der Regierung nachgefolgt, war kein Kronprinz da, die Krone, von der er seinen Titel hatte, zu erben und zu tragen: und auf lange hinaus wird es keinen geben. *Dem Onkel folgt der Neffe. Dreimal ... wenn die Zeit erfüllt ist.* Und dem Erzherzog Karl Franz Josef mag es wirklich wieder beschieden sein, Zepter und Krone, Thron und Reich dem eigenen Sohne zu vererben. Wie weit, wie sehr und wie beruhigend weit liegt das noch im Schoße der kommenden Dezennien.

Der Blick schweift hierauf nach Preußen, wo der dem Thron zunächst stehende Harden ähnliche Stimmungen ausspinnt, und bleibt dann an der Mystik der Tatsache haften, daß seit dem Tode der Kaiserin ihr Platz, der

höchste und erste Platz, leer geblieben ist. O ja, es gab Prinzessinnen, die die fehlende Kaiserin vertreten konnten. »Dennoch, es war eine Zeit der Leere.« Das ist so schlicht gesagt, aber welche Fülle bittersten Erlebens und schonungslosesten Erkennens umschließt es! Hier spricht es einer aus: »daß so viel Zeit verstreichen mußte, daß noch so viele Jahre verstreichen werden, ehe eine andere den Sitz einnehmen darf«. Da aber, wo sich der Geist in metaphysische Nebel zu verirren droht, kehrt er zum Glück um und wird auch den Forderungen der Gegenwart gerecht. Und nun wird die Eigenart dieses Denkers, von der Tiefe in die Aktualität emporzusteigen, aus den letzten Dingen in die allerletzten Dinge einzudringen, so recht deutlich. Handelt es sich denn nicht vor allem um die Neuvermählte?

»Daß nun aber eine junge Prinzessin da ist, in der alle nicht bloß die stellvertretende Dame, sondern die künftige Kaiserin zu erblicken haben, daß nun der Platz der Kaiserin für heute und für später besetzt ist, wird sich nicht bloß bei Hof bemerkbar machen.«

Wir alle werden es zu spüren bekommen, »im Haushalt der ersten und der zweiten Gesellschaft wird man es spüren, merken und empfinden«. »Vielleicht auch noch in der dritten, in der bürgerlichen Gesellschaft«. In den aristokratischen und in den künstlerischen, in politischen, militärischen und überhaupt in allen Kreisen, die es gibt. »Wie sehr, wie bald, und in welcher Verteilung«, das kann noch nicht gesagt werden. Ein Unterschied wird sich bemerkbar machen. Und nicht nur in den kosmischen Kreisen, wo ein Planet bereits Zita heißt. Man wird schon sehen. »Für uns alle«, meint der Denker bescheiden, »die wir dem höfischen Wesen fern sind«, mag dieser Unterschied ohne Wichtigkeit sein, uns mag es bisher gar nicht aufgefallen sein, daß der Platz der Kaiserin von Damen besetzt wurde, die »niemals dazu bestimmt waren, den Thron einst selber zu besteigen« ... Hier müssen wir einmal widersprechen, wenn auch nur in einem Nebenpunkt. Es heißt wirklich sein Inkognito übertreiben, wenn einer, der über die Legitimität zu wachen hat, so tut, als ob er dem höfischen Wesen fern wäre. Es dürfte sich höchstens darum handeln, daß es jetzt etwas schwieriger ist, höfische Informationen zu bekommen. Schließlich steht ein Faust den ewigen Geheimnissen doch näher als wir Profanen, auch wenn er in tiefer Selbstbescheidung manchmal erkennen muß, daß wir nichts wissen können.

\* \* \*

#### AUS DER REMBRANDTSTRASSE

Ein clair—obskurer <sup>1</sup> Herr Abeles, der garantiert echt ist, wiewohl die Signatur im Lauf der Jahre durch Wegfall des hintern e verwischt wurde, wird jetzt in der deutschen Presse viel mit Rembrandt zusammen genannt. Der »Heilige Franziskus« war nämlich vom Geheimrat Bode als unecht bezeichnet worden, und dadurch fühlt sich Abeles geschädigt. Er greift den Geheimrat Bode heftig an, nicht ohne vorher Schadenersatz verlangt zu haben. Er gibt sein Ehrenwort, daß jedes Wort, das er bisher von sich gegeben hat, wahr ist. Er weist mit Entrüstung die Behauptung, daß er Kunsthändler sei, zurück. Wie sich aber ein »Kunstschriftsteller« durch die Behauptung, daß ein Rembrandt unecht sei, geschädigt fühlen kann, ist eine Frage, die die Kompetenz des Zivilgerichtes weit überschreitet. Interessant ist sie nicht. Interessant ist nur die Möglichkeit, daß aus einem Montagswinkel des übelsten Wiener Journalismus eine Affäre aufsteigen kann, die die ganze reichsdeutsche Öffentlich-

1 xxx

keit in Atem hält, und daß eine enthüllungsgierige Zeit den Namen eines Enthüllers berühmt werden läßt, ehe sie sich ihn auf die Vollzähligkeit seiner Vokale ansieht. Daß es einen Fall Rembrandt—Abeles oder auch nur eine Affäre Bode—Abeles geben kann, und daß kein Bildersachverständiger in Deutschland auf den Gedanken verfällt, sich einfach statt des Heiligen Franziskus die Photographie seines Schutzpatrons kommen zu lassen. Vor allem aber, daß es nicht Brechreiz, sondern sympathische Teilnahme erregt, wenn der vom Kampf ermüdete Rekommandeur verschiedener Kunsthändler wie folgt das Wort ergreift:

... Ich aber lege die *Rüstung* wieder ab, die bis über die Knie mit Kot bespritzt ist, werfe das blutige Schwert in die Ecke und kehre zur *friedlichen Arbeit* zurück. Hunderte von brieflichen und mündlichen, telegraphischen und telephonischen Glückwünschen und Dankesbezeugungen belohnen mich für die entsetzlichen Aufregungen, welche dieser Kampf mit sich gebracht hat, für die Verdächtigungen, denen ich ausgesetzt war. Aber ich triumphiere auch jetzt nicht über den Sieg. Ich war nur *das schwache Werkzeug einer höheren Macht*, und diese ist: das wunderbare Vermächtnis Rembrandts. Rembrandt, Du hehrer Meister, der Du so viel littest, der Du in Deinen herrlichen Bildern und Radierungen die tiefsten Geheimnisse der Seele, die Wunder des Göttlichen erschloßest, Du hast ein Blatt geschaffen: »Christus vertreibt die Händler aus dem Tempel«. Aber Du selbst, hoher Meister, mußt die Händler in Deinem Heiligtum dulden und auch Dein hinterlassenes Werk dient ihnen zum Schacher ... Dulde diesen Unfug nicht! Fege sie hinweg vom Erdboden all diese Schädlinge einer tieferen Seelenbildung, einer edleren Kultur!

Schon vorher hatte Rembrandt, den es also zu rangieren <sup>1</sup> gilt, seine Inspiration zu der Forderung an den Geheimrat Bode erteilt, »die Angelegenheit in irgend einer konvenablen Weise zu ordnen, widrigenfalls.« Fatalerweise heißt der Rechtsanwalt, der den Brief aufgesetzt haben soll, Beutum und ein Mitbeteiligter heißt Nemes. Aber dieser Kampf ist eine heilige Sache, und es wird sich entscheiden, bei welchen Kunsthändlern die tiefere Seelenbildung ist und bei welchen die höhere Provision. Es ist ein telephonischer Ruf ergangen, es gilt, im Zeichen Rembrandts zu siegen, oder sich, die Fahne des Angriffs in der Hand, ehrenvoll auszugleichen. Früher wird Rembrandt aus dem Kreise der helldunklen Ehrenmänner nicht befreit sein. Unser Kämpfer aber, der herzlich froh sein darf, das blutige Schwert in die Ecke zu werfen und die Rüstung wieder abzulegen, wird sich jetzt höchstens noch gegen den Vorwurf wehren müssen, Antiquitätenhändler zu sein. Das ist er bei Gott nicht! Aber in der Rembrandtstraße, wo ihm das Vermächtnis ward und sich die ersten Beziehungen zu dem hehren Meister knüpften, gibt es gewiß welche. Sie werden nicht leugnen, daß die Rüstung echt ist, weil sie noch aus der Zeit stammt, wo die Ritter von ihren Burgen hinabstiegen, um sich von den vorbeiziehenden Kunstschriftstellern ihre Rüstungen abnehmen zu lassen.

\* \* \*

## GLAUBE UND HEIMAT

---

1 einordnen, den richtigen Rang bestimmen

Sind wir Österreicher irgendwo »draußen« nur zum Besuch und nicht genötigt, Wurzel zu fassen, dann sind wir leicht geneigt, das Neue und Fremde viel besser und schöner zu finden als alles bei uns daheim. Solange wir sicher sind, in absehbarer Zeit wieder an den heimischen Herd zurückzukehren! ... Ja, gewiß, es hat nicht den großen Zug bei uns, das Leben pulsiert nicht so laut und unermüdlich Tag und Nacht, aber es hat neben seiner alten Kultur, vielleicht gerade durch sie ein gewisses Etwas, das dem warm ums Herz macht, der im Banne der schwarz—gelben Pfähle das Licht der Welt erblickt hat ... Mein Heimweh beginnt eigentlich frühmorgens, wenn ich »einholen« gehe, wie sie hier sagen, und zum »Schlächter« muß, anstatt zu unserem lieben »Fleischhauer« ... Wenn ich bei uns daheim ein halbes Kilo »Beinflisch« kaufe, dann bin ich die »gnädige Frau«, der man ja ein »Trum« Zuwege, anhängt — aber so nett, so lustig, daß man vergißt, sich darüber zu ärgern! Hier?! ... Wie soll eine Wienerin wissen, was »Kamm — Schuft — Fehlrippe — Dünnung« und was weiß ich noch alles heißt! Und dabei ist das meiste Fleisch, das man kriegt, miserabel für unsere verwöhnten österreichischen Mägen — und teuer — teuer! Wenn ich so die Berichte vom Wiener Fleischmarkt lese, dann krieg ichs gleich wieder mit der Bangigkeit! Man muß nur hier einmal eingekauft haben! Du lieber Gott! Hundefutter und ein paar Knochen ... Seefische — gut und billig — bedeuten hier mehrmals in der Woche die Mahlzeiten für die gesamte Familie. Ein österreichischer Magen aber wehrt sich doch dagegen, viermal in der Woche Seefische zu bekommen, der will seine Suppe, sein Rindfleisch mit »Zuspeis« und seine Mehlspeise haben! ... Die bei uns so

Aus Linz, 2. d., wird uns telegraphiert:

In Hargelsberg bei Enns sind 28 Personen nach dem Genuß von im Gasthaus eingenommenem sogenannten »Beuschel« unter schweren Vergiftungserscheinungen erkrankt. Der Knecht Johann Bayer starb an den Folgen der Vergiftung. Viele der erkrankten Personen schweben noch in Gefahr. Eine in der Gastwirtschaft Moser vorgenommene Hausdurchsuchung ergab, daß die Gastwirtin zur Herstellung des »Beuschels« halbverfaulte Fleischstücke, alte Leberreste und andere verdorbene Speisereste verwendet hatte. Die Erhebungen ergaben weiter, daß seit längerer Zeit schon wiederholt Personen, die in dieser Gastwirtschaft Speisen genossen, unter verdächtigen Krankheitssymptomen erkrankt waren, ohne daß sich jedoch die Krankheitsursache hätte feststellen lassen. Bei Revision des Lokals wurden in der Speisekammer Unmengen von Ratten, Mäusen und Ungeziefer vorgefunden. Gegen die Wirtsleute wurde die strafgerichtliche Untersuchung eingeleitet. —

Aus Salzburg wird uns vom 11. d. M. telegraphiert:

Die Verhandlung gegen die Gastwirtseheleute Johann und Gertrud Einig aus St. Johann im Pongau brachte noch Einzelheiten aus dem Geschäftsbetrieb dieser Angeklagten, die neben dem Gasthausgewerbe auch die Fleischhauerei ausübten, an den Tag. Es wurde festgestellt, daß Johann Ernig eine mit Geschwüren behaftete Kuh schlachtete und das Fleisch nicht nur ausschrotete, sondern auch die erkrankten Fleischteile zur Wurstfabrikation verwendete, so daß der Fleischhauergehilfe, der diese Arbeit vornahm, von Übelkeiten befohlen wurde. In gleicher Weise wurde

beliebte »Leber« für vier Heller gibt es nicht, die wird zur Wurstfabrikation verwendet ... So fürs »Gewöhnliche« sind sie die anspruchslosten und verständnislosesten Esser, die man sich nur denken kann! Was die alles gut finden! Na! — Die Restaurants viel teurer als bei uns! Rostbraten, Schnitzeln und dergleichen, die wir aber im Gasthaus bevorzugen, sind hier nirgends billig! Und zweitens: wir finden in Wien doch gar nichts dabei, wenn ein Ehepaar eine Fleischspeise gemeinsam ißt und sich hinterher dann noch eine Kleinigkeit geben läßt, während hier ... Und der Kaffee! ... der Wein! ... Die schöne Zeit der Zwetschenknödel! ... die grünen Bäume ... die goldene Wiener Sonne ... Jeden Sonntag kann man wo anders hin ...

\*

Hüllt ein den schwachen, ausgezeherten Leib,  
Den Frost geschüttelt, Fieberglut gedörret,  
Sanft, daß sein krankes Fleisch der Druck nicht schmerze ...  
Dort mischt, indeß sie ruht auf seid'nem Bette,  
Im weißen Marmorbade Bergbachs Wasser  
Und Purpurwein und Milch der Antilope ...  
Nehmt weiche Seide d'rauf, um Glied für Glied,  
Wie Lilienblätter, schonend abzutrocknen.  
Labt sie mit Wein, kredenzt in goldener Schale,  
In den Ihr reifer Früchte Fleisch gepreßt.  
Erdbeeren, die noch warm vom Sonnenfeuer,  
Himbeeren, voll von süßem Blut gesogen,  
Die samtne Pfirsich, goldene Ananas,  
Orangen, gelb und blank, bringt ihr getragen ...

ein ähnlich erkranktes Kalb verarbeitet. Weiters wurde festgestellt, daß Einig seinen großen Hund erschoss und das Fleisch als Schöpsernes aushackte. Einen zweiten getöteten Hund ließ er ausarbeiten und das Fleisch einpöckeln, worauf es zu Fleischknödeln für das Dienstpersonal verwendet wurde. Drei Dienstboten Emigs waren an Typhus erkrankt. Zwei der Gehilfen Emigs hatten das Hundefleisch mit Seifenwasser begossen, um das Fleisch ungenießbar zu machen. Emig wusch es aus und ließ es in der Küche verwenden. Emig wurde nach durchgeführter Verhandlung zu einem Monat strengen Arrests, seine Frau zu 50 Kronen Geldstrafe verurteilt. Emig verantwortete sich dahin, daß er Hundefleisch für Lungenkranke sehr heilsam halte und nichts dabei sei, wenn Dienstboten Hundefleischknödel vorgesetzt erhalten.

\*

Geht den Kessel rund herum,  
Werft hinein die gift'ge Krum':  
Kröte, du, die schlafend lag  
Ein und dreißig Nächt' und Tag',  
Schwitzend Gift im kalten Stein,  
In den Topf zuerst hinein!  
Sumpfiger Schlange Zungenband  
Fliege übern Kesselrand,  
Molchesaug' und Unkenlunge,  
Fledermaushaar, Hundezunge,  
Otterzahn und Natterschnauze,  
Eidechsbein und Flaum vom Kauze.  
Und vom Tiger das Gedärme,  
Daß es Alles brodelnd lärme!  
Mischt ihr Alle, mischt am Schwalle,  
Feuer brenn' und Kessel walle!

Ihr Gaumen schwelge und ihr Herz umfange Des neuen Morgens Pracht und Überfülle.	
---	--

\* \* \*

#### ANGESICHTS

des folgenden Memorandums, das die Delegierten der außerordentlichen öffentlichen Professoren aller österreichischen Hochschulen dem Parlamente überreicht haben und das von den Worten:

Angesichts des Umstandes, daß die außerordentlichen öffentlichen Professoren an allen Hochschulen bisher — in Widerspruch zu den Besoldungsgrundsätzen, wie sie allgemein für den Staatsbeamtenorganismus gesetzlich festgelegt sind — insofern zurückgesetzt erscheinen, als sie nicht den Gehalt ihrer Rangsklasse (gegenwärtig der siebenten) beziehen, ein Zustand, der gleichermaßen dem Rechte wie der Billigkeit widerspricht; angesichts der weiteren Tatsache, daß auch für die außerordentlichen öffentlichen Professoren beim geltenden Rechtszustande der Kollegien-gelderbezug wegfällt, der früher bis zu einem gewissen Grade eine Ausgleichung zwischen dem ihnen gesetzlich zuerkannten und dem ihnen nach ihrer Rangsklasse gebührenden Gehalt bewirkte; angesichts ferner der Entwicklung, die es dazu gebracht hat, daß das Extraordinariat längst aufgehört hat, durchweg ein Provisorium auszumachen, und sich für allzuviele auch dann zu einem Definitivum gewandelt hat, als für das von ihnen vertretene Fach Ordinariate systemisiert sind, um so mehr aber, wo dies nicht der Fall ist; angesichts des unleugbaren Umstandes, daß eine materiell mehr als bisher gesicherte Stellung die unerläßliche Voraussetzung für wissenschaftliche Arbeit, für die Lehre gleichermaßen wie für die Forschung bildet; angesichts schließlich der herrschenden Teuerungsverhältnisse, die in allen Staatsbeamtenkategorien das Streben nach Besserung ihrer materiellen Lage ausgelöst haben und natürlich um so mehr das Streben der außerordentlichen öffentlichen Professoren nach Zuerkennung der Bezüge gerechtfertigt erscheinen lassen, die ihnen nach ihrer Rangsklasse gebühren, fordern die Delegierten der außerordentlichen öffentlichen Professoren aller österreichischen Hochschulen eine Änderung des gegenwärtigen Rechtszustandes im folgenden Sinne: Die außerordentlichen öffentlichen Professoren aller Hochschulen stehen in der der Rangsklasse der Ordinarien nächstfolgenden Rangsklasse und beziehen nebst der systemmäßigen Aktivitätszulage den Stammgehalt ihrer Rangsklasse (beim gegenwärtigen Rechtszustande also 4800 K) und drei annähernd gleiche Quinquennalzulagen, die für sämtliche außerordentlichen öffentlichen Professoren, mag nun ihre Besoldung gleich von ihrer Ernennung an oder erst in einem späteren Zeitpunkt eingetreten sein, vom Ernennungstage an —

bis zum Ende dieses Satzes zu lesen bis jetzt nicht möglich war, so daß die weiter unten stehende Bitte um Einleitung der nötigen Schritte zur Verwirklichung obenstehender Wünsche möglicherweise unerfüllt geblieben ist, sowie angesichts des Umstandes, der ein Zustand ist, der gleichermaßen der Grammatik wie der Lebensfreude widerspricht; angesichts des Umstandes, daß beim geltenden Zustande alles wegfällt, was früher bis zu einem gewissen Grade eine Ausgleichung zwischen dem ihnen offiziell zuerkannten und dem ihnen nach ihrer Rangsklasse gebührenden Bildungsgrade bewirkte; angesichts ferner der Entwicklung, die es dazu gebracht hat, daß das schlechte Deutsch längst aufgehört hat, ein Provisorium auszumachen, und sich für allzuviele auch dann zu einem Definitivum gewandelt hat, als sie Hochschulprofessoren geworden sind, umso mehr aber, wo dies nicht der Fall ist; angesichts des unleugbaren Umstandes, daß eine grammatikalisch mehr als bisher gesicherte Stellung die unerläßliche Voraussetzung für wissenschaftliche Arbeit, für die Lehre gleichermaßen wie für die Forschung bildet; angesichts schließlich der herrschenden Teuerungsverhältnisse, die in allen Staatsbeamtenkategorien die Anschaffung einer deutschen Grammatik vor der Abfassung eines deutschen Memorandums unerschwinglich gemacht und natürlich umso mehr das Streben der außerordentlichen öffentlichen Professoren nach Zuerkennung eines Bildungsgrades, der ihnen nach ihrer Rangsklasse gebührt, erschwert haben, fordere ich für die Delegierten der außerordentlichen öffentlichen Professoren aller österreichischen Hochschulen eine Änderung des gegenwärtigen Zustandes im folgenden Sinne: Die außerordentlichen öffentlichen Professoren aller Hochschulen stehen auf der der außerordentlichen Bildungsstufe der öffentlichen Volksschüler aller Volksschulen nächstfolgenden Bildungsstufe und beziehen, mag nun ihre stilistische Unfähigkeit gleich von ihrer Ernennung an oder erst in einem späteren Zeitpunkt eingetreten sein, eine Quinquennalzulage zum Bezüge eines ordentlichen geheimen Unterrichts. Damit nämlich nicht angesichts dieser Umstände Zustände einreißen, die angehört eines solchen Memorandums möglicherweise nicht zu der Einleitung der nötigen Schritte zur Verwirklichung obenstehender, aber sonst berechtigter Wünsche führen könnten, umso mehr aber, wo dies nicht der Fall ist!

\* \* \*

### SÄTZE, AUF DIE DER TOD IST

Ein Landtag der Sprache muß Preise für die Erlegung von Phrasen festsetzen. Ich schlug mich durch ein vom Sommerbrand vergilbtes Zeitungsgebüsch und bringe sechs Kreuzottern:

Wenn ein Karlsbader Kurgast aus Berlin einen österreichischen Orden haben will:

Seit dem 10. August 1879, als unter der tatkräftigen Mitwirkung von Graf Andrassy und Fürst Bismarck, dem Eisernen Kanzler, der Grundstein gelegt wurde für das Bündnis zwischen Österreich—Ungarn und dem Deutschen Reiche, welches auch künftig wie ein rocher de bronze <sup>1</sup>...

Wenn auf der Straße Bonbons verkauft werden:

Man vermag auch sogleich gewisse Typen zu differenzieren. Da ist die Debütantin, die sich nicht recht getraut und verlegen in die noch allzugefüllten, schwarz—gelben Kartons mit den vielen rot—

---

1 xxx

weißen Bonbonshüllen und auf die daran geklebten kleinen, übrigens vortrefflich ausgeführten Kaiserphotographien blickt. Die Offiziere, die sie ritterlich umgeben, müssen ihrer merkantilen Schüchternheit oft kräftig zu Hilfe eilen. Ihre Kollegin mit der mondain—flotten Matrosenbluse und dem Strandkappchen, ist schon beiweitem routinierter. Man entweicht ihr nur schwer, selbst wenn man sich in ein Café flüchtet ... Am hübschesten ist es aber, wenn eine ganz junge Mama ihr Töchterchen, einen herzigen Blondkopf, zur Unterstützung mitgenommen hat. Wer der Mama noch bescheiden opponiert, vermag gewiß dem treuherzigen »Bitte« der Kleinen nicht zu widerstehen. Da gibt es zierliche Worte und Wahrheiten aus Kindermund, es gibt drollige Überraschungen, wenn die kleine, begleitende Dame — — es gibt manchmal reizende Bilder der Wirklichkeit, die Boucher nicht anmutiger gemalt hätte. Und es gibt vor allem als Ergebnis dieser charmanten Aktion auf dem festen, von der Mittagssonne überglänzten Lande ein hoffentlich recht stattliches Sümchen für die Hinterbliebenen der tapferen Männer, die draußen in Sturm und Gefahren ...

Wenn die Mona Lisa gestohlen wird:

Wer an einem Sonntag den Louvre besucht, der sieht mit sympathischem Interesse, wie das Fremdenpublikum unter der Masse der einheimischen Besucher förmlich verschwindet und untergeht. Da sieht man den »piou—plou«, wie der Pariser in zärtlichem Spott den Infanteristen mit den nunmehr abgeschafften legendären Rothosen nennt. An seinem Arm hängt die kleine Freundin in der Waschbluse, ohne Hut, aber mit koketten Lackstiefletten ...

Wenn man uns aus San Martino di Castrozza schreibt:

Den Kaisertoast sprach der Prior Graf Colloredo, der mit so feinem Takt unter dem sehr weltlichen Publikum von San Martino sich bewegt und sich alle Sympathien zu gewinnen weiß, ohne je etwas von der Würde seines geistlichen Amtes preiszugeben. Graf Colloredo hielt eine nahezu ...

Wenn ein Tuberkulosenheim verhindert werden soll:

Tausende und Abertausende aus den besseren und besten Gesellschaftskreisen nehmen alljährlich auf dem Semmering und in dessen malerischer Umgebung Aufenthalt, um hier Erholung zu suchen und die Nerven zu stärken zu fernerer ersprießlicher Arbeit. Durch zielbewußtes Vorgehen aller beteiligten Faktoren ...

Wenn ein Arzt, der kaiserlicher Rat und erwachsen ist, die Frage »Wo hin? Berg oder See« beantworten soll:

Die tausend Stimmen der erwachenden Natur erwecken ebenso viele Fragen in der Lebensgestaltung der Familien, und der ganze Umkreis will andere Formen annehmen. Vorüber ist der Winter mit allen seinen Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten, alles erstrahlt wieder im ewigen Sommerglanze, die Menschen raffen sich empor aus ihrer Lethargie und wonnetrunken strömt alles hinaus in duftige blühende Gefilde.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche  
Durch des Frühlings holden belebenden Blick,  
Im Tale grünet Hoffnungsglück!

Hier bin ich Mensch, hier darf ich sein. Ja hier, allein wo ist dieses »hier«? Diese Frage entringt sich sinnend und suchend der gequälten Menschenbrust, der ermüdenden Menschenseele, die im Wettkampfe und im Ringen um das tägliche Leben in der erstickenden Atmosphäre der großen Stadt den Frühling mit seinen balsamischen Düften, den Sommer mit seinen lichten Himmelshöhen wie eine Erlösung herbeisehnte. Aller Salonklatsch, alle Pikanterien verstummen wie mit einem Zauberschlage — eine einzige Frage beherrscht die Gesellschaft, wohin? und wird in allen Kreisen viel erörtert, und je nach persönlicher Geschmacksempfindung und individueller Ansicht wird bald den luftigen Höhen, bald wieder der majestätischen See der Vorzug eingeräumt. Der eine schwärmt für die Zacken und Zinken der himmelhoch ragenden Berge mit ihrer frischen erquickenden Luft, der andere für die glatte, tiefblau oder smaragdgrün schillernde See mit ihren lieblichen Gestaden und dem balsamischen Hauche, der über ihre ins Endlose sich ausbreitende Fläche mit leichten Flügeln dahinweht.

Eine schöne Welt ist da versunken  
Ihre Trümmer bleiben unten steh'n,  
Lassen sich als gold'ne Himmelsfunken  
Oft im Spiegel meiner Träume seh'n.

So verschieden nun auch — — — Altmeister Goethe war der erste — — — Wenn wir nun, nachdem wir uns die Wirkungen des Aufenthaltes im Gebirge und an der See vor Augen geführt haben, auf die gestellte Frage, ob Gebirge oder See, eine Antwort geben sollen, so kann dieselbe nur so lauten: Wo es sich um Kranke handelt, da ist die Entscheidung dem Arzte vorbehalten, beim gesunden Menschen ist die individuelle Geschmacksrichtung maßgebend und die Entscheidung der freien Wahl jedes einzelnen überlassen ...

So war der Sommer in Gottes neuer freier Natur! Die Kreuzottern haben Vollbärte. Ich glaube nicht, daß ich sie alle werde erschlagen können. Das sind ihre Gedanken, das ist ihre Sprache. So sprechen sie, so schreiben sie, so ordinieren sie, so judizieren sie. Alles aussichtslos. Hier grünt nichts mehr. Wälder und Wiesen, alles grau, und Milliarden Kreuzottern richten sich empor.

---

## **Leo Popper**

dessen bedeutender Anfang als Gestalter kunst-  
theoretischer Erkenntnisse der ‚Fackel‘ gehört hat,  
ist, fünfundzwanzigjährig, am 22. Oktober 1911  
in Görbersdorf gestorben.

## **Einsam**

*Von Berthold Viertel*

Wenn der Tag zu Ende gebrannt ist,  
Ist es schwer, nach Hause zu gehn,  
Wo viermal die starre Wand ist  
Und die leeren Stühle stehn.

Besser begegnet man andern Verirrten,  
Um vereint zum Wein zu finden.  
Elend läßt sich mit Gift bewirten,  
Und ein Blinder führt einen Blinden.

Freundin, Verlorne, ich könnte dich bitten.  
Aber du wirst mich um Geld erhören.  
Und wir eilen mit ungleichen Schritten,  
Um uns tiefer noch zu zerstören.

Wer hat den Mut, ohne Rausch, ohne Blende  
Durch die leeren Pausen zu gehn  
Und einsam der Tageswende  
In die erlöschenden Augen zu sehn.

---

## **Der Selbstmord eines Katers**

*Von Albert Ehrenstein*

Seine Eltern habe ich nicht gekannt. Auf unserem Hofe ist er nicht auf-  
gewachsen. Es muß ihm aber jedenfalls hundeschlecht gegangen sein, denn  
für gewöhnlich verlassen Katzen das Haus ihrer Jugend absolut nicht. Der  
arme schwarze Teufel kam zu mir, rieb sich an meinen Füßen und bat mich  
inständig um meine Protektion. Daß er zu mir kam, ist ein Wunder. Fremde  
Kater sind sonst sehr scheu. Er war total verhungert und etwas rüdig. Da  
nahm ich ihn auf. Denn auch ich war rüdig. Ich hatte bei der Matura nicht

geahnt, daß man zur Füllung von Thermometern außer Weingeist und Quecksilber auch Toluol verwenden kann. Und ich wußte noch eine Menge derartiger Toluole nicht. Nachprüfung. Ich bin allein und zähle die Blätter, die von den Bäumen fallen. Ich lasse das Fenster offen: es wäre mir ein Erlebnis, wenn mich eine Gelse stechen wollte.

Wie gesagt, brachte er ein schwarzes Fell über sich. Beim Gesinde hieß er deswegen Czigan. Ich nannte ihn Kerouen. Thomas Kerouen. Die zwei Namen dürfen nicht befremden. Meine Kater haben immer Vor- und Zunamen. Ich fülle sogar einen Meldezettel für sie aus. In Hochachtung vor den Menschen.

Er war noch jung, etwa ein Jahr alt. Oft spielte er mit einem kleinen, braunen Hund namens Libor.

Tagsüber war er im Büro — auf den Fruchtböden gab es Legionen von Mäusen, die ihn nicht zu Atem kommen ließen. Er blieb bei ausgezeichnete Verköstigung so mager wie zuvor. Man wird fragen, viele Leute wird es interessieren, was Kerouen gegessen hat. Nun so opulent wie bei hanseatischen Mahlzeiten ging es nicht her. Es galt für ihn die gewöhnliche, auf Milch, Milchbrei, einfache Mehlspeisen, Suppen, Grünzeug, Fleischabfälle, Hühnerknochen beschränkte Katzendiät. Aber wenn er nach erfolgreicher Jagd durchs offene Fenster zu mir aufs Sofa sprang, zu spinnen begann und die dünnen, von Staub bedeckten Flanken an mir zu reiben versuchte, dann konnte ich ihm unmöglich ein Stück Zucker verweigern.

Ich hätte nicht so gut zu ihm sein sollen. Das wäre für uns beide besser gewesen. Bei Licht schien er ein alltäglicher Geselle, in der Nacht wirkte er leicht unheimlich. Ich mußte ihn einige Zeit hindurch bei mir im Kabinett übernachten lassen. Er fing die Mäuse weg, gut — doch wenn ich aus schweren Alpträumen erwachte, saß der schwarze Dämon mit den grünglitzernden Augen auf meiner Brust und schnurrte irgend einen Siegeshymnus. Ich ließ ihn nicht mehr ins Kabinett. Aber damit er nicht glaube, ich gönnte ihm etwa die darin befindlichen Mäuse nicht, stellte ich Fallen auf. Fing sich ein Tierchen, ging ich mit der Falle zum Brunnen, ersäuften die Maus und wartete mit ihr dem Kater auf. Kerouen hatte sonderbarerweise keine Aversion gegen Mausfallen, es fiel ihm nicht ein, diese Konkurrenz zu zertrümmern, er lebte offenbar in der Idee, das seien in seinen Diensten stehende Vorrichtungen, tributäre Instrumente, die ihm aus irgendwelchen Gründen Nahrung zu liefern hätten. Andererseits brachte er sie mit mir in Konnex, er ließ sich nichts schenken, revanchierte sich regelmäßig: ab und zu, wenn er eine besonders fette Maus erwischt hatte, schleppte er sie zu mir, legte sie vor meinen Füßen nieder und sah mich an. Um ihn nicht zu beleidigen, mußte ich die Maus annehmen.

Wenn es besonders heiß war, pflegte ich nach Tisch im Schatten der Mauern auf einer Wiese zu schlafen, die hart am Hinterhause lag. Hie und da besuchte mich Kerouen. Er staunte über die Flugsprünge der Heuschrecken, hüpfte in drolligen Schwüngen hinter ihnen her und manchmal gelang es ihm sogar, eine zu haschen. Die grätenartigen Beine biß er weg, das übrige behagte ihm. Seine Besuche waren also nicht ganz uneingennützig. Ich fühlte mich dadurch nicht gekränkt, sondern ging noch einen Schritt weiter: ich machte ihn auf die Frösche aufmerksam. Aber er verschmähte selbst die jüngsten, zartesten, behendesten, ließ sie unbehelligt ihren Weg ziehen zu den seligen Sümpfen. Ich machte ihm keinen Vorwurf daraus. Ich bin überzeugt: die Katzen haben dieselbe Abneigung gegen Froschschenkel, wie wir sie gegen Hundefleisch besitzen.

Ich habe eine aufregende Bekanntschaft gemacht. Sie heißt Miaulina, trägt eine blaue Seidenschleife um den Hals und beschäftigt drei Kater. Kerouen ist einer von ihnen. Miaulina und Kerouen geben sich hie und da auf der Wiese ein Rendezvous. Es ist ihm also gar nicht eingefallen, meinetwegen die Wiese zu besuchen! So ein Schlankel!

Auch wir haben eine neue Wirtschafterin bekommen. So sehr ich mich gegen aufdringliche Parallelismen sträube: Kerouen und ich scheinen Schicksalsgenossen zu sein. Sie heißt gräßlicherweise Sabine, trägt einen Rosenkranz um den Hals und beschäftigt, so weit ich sehen kann, nur zwei Kater. Ich hätte also das Recht zu Kerouen »Ätsch!« zu sagen. Wenn ich es unterlasse, liegt das daran, daß [sich] der eine Kater für zwei ausgibt. Es erhöht die Freude des Wettbewerbs, so der Konkurrent ein Cousin ist. Kompliziert und gefährlich wird die Sache erst dann, wenn der Betreffende nicht nur Cousin, sondern auch Hauslehrer ist. Ich habe mich ja der netten Wirtschafterin noch nicht entschieden genähert, es wäre mir aber sehr peinlich, falls mich Robert einmal bei ihr träfe und sagte: »Hugo! Geh lieber Physik lernen.« Als ob das nicht die wahre Physik wäre.

Ich sah Radierungen von Rops durch, als Sabine in mein Kabinett trat. Schnell klappte ich die Mappe zu, damit sie mich frage, warum ich die Mappe so schnell zugeklappt habe. Natürlich fiel sie hinein. Ich verweigerte die Auskunft. Sie sagte: »Sie werden mir schon zeigen, Herr Herrensein!« ich zweifelte nicht daran.

Robert hat einen größeren Schnurrbart. Er ist auch drei Jahre älter und Kadettoffizierstellvertreter. Zwischen seinem und meinem Kabinett liegt Sabines Schlafzimmer. Sie schläft nicht allein, zu ihren Füßen, auf einem Strohsack schnarcht das Küchenmädchen. In der Nacht begann der Trampel zu schreien. Ich eilte ins Schlafzimmer, da hörte die Neidische auf, zu brüllen: sie wies auf Sabines Bett — es war leer. »Der Herr Robert hat sie zu sich ins Kabinett getragen!« heulte die Magd.

Auch Kerouen ging es nicht gut. Seinen Geschmack billigte ich nicht, Miaulina war eine Allerweltskatze und zog ihm einen mächtigen, graugestreiften und einen einäugigen Kater vor, der einen lichtbraunen, grobkarrierten Anzug trug. Sie lief ihnen schnurrend und spinnend entgegen, warf sich auf dem Rücken hin und her, als wäre ihr Rückgrat gebrochen, bot ihnen werbend den Bauch, wälzte sich wollüstig und schrie abscheulich. Der schwächliche Kerouen siegte nicht immer in den Kämpfen und dann geschah es oft, daß sich ein fremder Kater im Hinterhofe breitmachte und die ganze Nacht hindurch in der Brunst wie ein Schwein grunzte, wie ein Hund murrte, wie ein Kind klagte. Kerouen hatte das Seinige getan, der faulen Miaulina oft eine Riesenmaus gebracht, aber Mäuse sind in der Liebe nicht das Einzig—Ausschlaggebende. Und nach so einer Nacht, die von dem frechen Miauen, von dem unverschämten Gewinsel des graugestreiften Katers erfüllt gewesen, war der besiegte und verschmähte Kerouen immer sehr melancholisch gestimmt: er kam wieder zu mir. Ich wußte, daß unglückliche Liebe vernichtet, und trachtete, ihm nach Kräften zu helfen. Kaum die Nacht über die Erde gefallen war, ob nun Regenschauer uns anprusteten oder aus blauhinhallendem Himmel der Mond uns sein kalkweißes Licht ins Gesicht schlug, Kerouen und ich zogen zu Felde, gingen nach dem Hinterhofe. Er lief murrend einige Schritte voraus, ließ mich nicht nahekomen, ich schlich bewaffnet hinterdrein. Irgendwo im Dunkel ruhte gewöhnlich Miaulina und eilte Kerouen entgegen. Sie hatte für jeden Liebhaber dieselben Formalitäten, das Weitere allerdings mußten die Kater untereinander ausmachen. Im Hinterhalte lagen handliche Jauche— oder Wasserkübel, aber weder durch intelligente Güsse noch durch

Steine, welche die armen Kerle mit unbarmherziger Sicherheit von ihren Dächern wegfegten, waren die fremden Konkurrenten auf die Dauer zu verscheuchen. Miaulina besaß irgendwelche, für mich nicht sichtbare Reize: für jeden Kater, der aus seiner Höhe gestürzt mit gebrochenen Rippen ausschied, fanden sich schnellstens zwei Remplaçanten ein. Und gelang es einmal meiner strategischen Umsicht, die ganze Katerherde zu eliminieren, dann war regelmäßig auch Miaulina verschollen. Ihr in Feindesland zu folgen, iniquo loco<sup>1</sup> mit den Nebenbuhlern zu kämpfen, wagte Kerouen nicht recht, er war ja noch klein, erst ein Jahr alt und bei einer derartigen Gelegenheit hatte einst ein Gourmand, ein alter, weiser Kater untersucht, wie ein Ohr Kerouens schmecke. Die Leiden des jungen Kerouen konnte ich also auf diese Art nicht lindern. »Käterchen«, sagte ich, »siehst du, mir geht es auch nicht besser. In vierzehn Tagen aber wird Robert zur Waffenübung einrücken, dann werde ich wohl Sabine Rops zeigen können. Übrigens besitze ich große Konnexionen. Jetzt soll die zweijährige Dienstzeit eingeführt werden. Vielleicht läßt es sich unter Einem durchführen, daß auch die älteren Kater zur militärischen Dienstleistung einberufen werden. Ich will dem Kriegsminister einen diesbezüglichen Vorschlag unterbreiten.«

Man glaube nicht, ich habe mich etwa aus Selbstlosigkeit Kerouen angeschlossen. Ich lud ihn ein, wieder bei mir im Kabinett zu schlafen, damit ich mir nicht ganz verlassen vorkomme. Er nahm an und Punkt zehn Uhr gingen wir täglich zur Ruhe. Wenn ich die Türe öffnete, gestattete ich ihm immer den Vortritt, denn er war mein Gast. Mäuse ließ ich ihn nicht mehr fangen, dies wäre mir wie Eigennutz und Entwürdigung der Freundschaft erschienen. Übrigens war ja nicht mehr die alte Wirtschafterin da, die streng darauf achtete, daß die Katzen ihr Futter verdienten. Die Alte hatte sich sehr vor den Mäusen gefürchtet. Als ob so eine Maus sich nichts besseres wüßte, als ihr zwischen die Beine zu geraten.

Wie gesagt: es paßte mir nicht, daß mein Freund arbeiten sollte wie ein gewöhnlicher Mausfänger. Da er aber doch Sachverständiger war, ernannte ich ihn zum Inspektor. Um ihn aufzuheitern, schaffte ich neuartige Fallensysteme an und demonstrierte sie ihm. Er sah sehr intelligent zu und schlug en passant die Krallen ins Drahtgeflecht, wie um dessen Stärke zu prüfen. In der Folge brachte er weder mir, noch Miaulina Mäuse: er war ja Industrieller.

Im Übrigen benahm er sich jedoch keineswegs wie ein Parvenu. Es fiel ihm längst nicht mehr ein, in der Nacht auf meiner Brust zu hocken, sondern er saß bescheiden und manierlich zu meinen Füßen auf der Decke. Er wurde recht zutraulich und lief mir den ganzen Tag nach, in der Wohnung. Denn mir auf die Gasse zu folgen, vermochte ich nicht bei ihm durchzusetzen. Wenn ich ihn gewaltsam hinaustrug, begann er zu kratzen. Ebensowenig wollte er mir im Hofe Gesellschaft leisten. Sein Grundsatz schien: im Hause diene ich, außer Hause bin ich mein eigener Herr. Nicht etwa, daß er mich ignoriert hätte; es waren Reste von Wildheit, der unbändigen Freiheitsliebe der katzenartigen Raubtiere, die in seinem Benehmen zutage traten. Die spitzfindigsten Versuche, ihn durch Delikatessen außer Hause an mich zu ziehen, nützten nichts: er verzehrte das Gebotene und war dann nicht mehr für mich zu sprechen, verschwand. In mir aber lag der Wunsch und Trieb, alles zu knechten — ich heiße nicht umsonst Herrensein. Ich wollte ihn nicht brechen, aber ins Unendliche biegen, seine Seele aus ihrem Reiche jagen, sie über alle ihre Grenzen hinaus an mich bringen.

Ich habe meinen besten Freund verraten. Es war nicht der erste Verrat, den ich beging und ich verriet auch nicht das Gute um des Besseren willen.

---

1 xxx

Feigheit und Eigensucht, die schamvolle Furcht von dem Freunde besiegt zu werden an Größe der Ergebenheit, mit einem Worte: mein niederes Trachten trieb mich zum Mord. Geschah mir etwas, vergriff sich jemand an mir, wurde mir irgend ein geringfügiges Leid getan, schrie ich Zeter und Mordio, erzählte Fremden, Gleichgültigen und Übelwollenden meine Qualen. War aber ich der Herr und hatte die dominierende Position inne, drängte sich da ein liebesdurstiges Herz an mich, sich an mir zu wärmen, und war es selbst ein Herz, um das ich inbrünstig geworben hatte — ich vergaß es nie, ich konnte es nicht verzeihen, daß ich so lange ohnmächtig unten hatte werben, dienen müssen und beförderte das Herz, das Freundesherz, mein eigenes Herz mit einem Fußtritt auf den Düngerhaufen. —

Durchs Dorf zum nahen Steinbruch zieht täglich ein Klachel, ein berüchtigter Raufbold, mit seinem wilden Riesenroß. Der Brandfuchs heißt »Teufel«. Der grausame Knecht reizt ihn unaufhörlich, dann wird das Pferd ungebärdig, schlägt aus, beißt, läßt niemanden nahekomen. Wenn das rote Ungetüm besonders stark tobt, schwingt der Lümmel seine Nagelpeitsche, reißt an dem Stachelzaun, bis der gebändigte Hengst das Bäumen aufgibt, mit blutig aufgerissenem Rücken, blutendem Maule stillsteht. Dann brüllt, lacht, grinst, höhnt der Bauernkerl triumphierend: »Halloh der Oberteufel bin i!«

Mir stand kein höllisches Pferd, nur ein armer, kleiner, magerer Kater zur Verfügung, nichtsdestoweniger könnte ich mit größerer Berechtigung in die Welt schreien: »Halloh! der Oberteufel bin i!« ich habe mich nicht geschämt, das kleine Tier zuschanden zu reiten. —

Im Nachbarhaus ließ ein junger Slowak seine Schwermut in eine Harmonika strömen. Zu tun gab es nichts. Ich stand mitten im Hofe und lauschte. Erst in drei Tagen sollte Robert einrücken. Mittlerweile war nichts zu machen. Ich dachte daran, auf achtundvierzig Stunden wegzufahren, mir belanglose Dinge anzusehen, den Zusammenfluß zweier Ströme etwa, den Flug der Kiebitze über die Sümpfe hin, vielleicht auch waren einige Wildenten zu schießen. Da kam Sabine auf mich zu. Und gleich darauf, von einer anderen Seite her, hier einer provokanten Gluckhenne, dort mit einem großen Satze einer Kotlake ausweichend: Kerouen. Es war das erste Mal, daß er mich im Hofe aufsuchte. Mir galt es, nicht der Miaulina, nicht den Heuschrecken, jetzt galt es mir. Aber es war nicht Liebe. Es war Eifersucht. Etwas weiches schmiegte sich werbend an meine Füße. Ich stellte nicht vor, ich sagte nicht: »Dies ist Kerouen. Thomas Kerouen. Der Kater meiner Seele, der einzige Kater, der existiert.« Ich schämte mich meines Freundes, wollte die Gefühlsweichheit meiner Seele verstecken wie eine geflickte Stelle im Gewande. Ich tat hart und tyrannisch. Und er war zu mir gekommen!

Ein Fußtritt — etwas Schwarzes überschlug sich in der Luft, wirbelte einen Augenblick zappelnd über dem Düngerhaufen und fiel dann auf einen psychisch minderwertigen weißen Hahn nieder, der empört »Kotkotkodutot« schrie. »Halloh! der Oberteufel bin i!«

Der Arbeiter Janku auf dem Fruchtboden droben sah zu und grinste meiner Rohheit Beifall. Der Kater, vergeltungsweise auch einmal von Jauche über und über bedeckt, lag ganz still, schrie nicht wie jener Pariahahn, dann verschwand er. Sabine besaß die übertriebene Freundlichkeit, mir mitzuteilen, Robert habe einen längeren Aufschub seiner Waffenübung erwirkt.

Ich verneigte mich und ging — ging in der Richtung, die Kerouen eingeschlagen hatte.. Aber er war nicht mehr zu erblicken, hatte sich mit seinem Leid verkrochen. Mein Opfer war vergeblich gewesen und nun wollte auch er mich nicht sehen. Und ich hätte ihm doch so gern die ganze Sache erklärt!

Diese meine Untat war nicht die erste. Die Kindheit und Jugend von Verbrechern muß Dinge enthalten, die den späteren Befriedigungen irgendwie analog sind. Und sie enthält sie auch. Ich habe schon früher Katzen umgebracht. Als Kind habe ich uralte oder ganz junge Katzen, mit denen ich einige Zeit gut Freund gewesen, plötzlich gepackt, und aus der Höhe von Stiegen und Böden in die Tiefe geschleudert, um zu kontrollieren, ob sie auch richtig auf die Füße fallen. Man nenne das nicht kindlich—grausame Experimentiersucht, die früh der Gottheit: dem Lesebuch den Glauben kündigt. Bei Katzen, die im kräftigsten Alter standen, unterließ ich ja derartige Proben, weil ich wußte, sie würden sie bestehen.

Es wäre übrigens ein Irrtum, anzunehmen, ich hätte Kerouen durch jenen Fußtritt getötet. Er erfreute sich auch fernerhin der besten Gesundheit. Ich habe ausdrücklich hervorgehoben, daß Kerouen sich nicht über schlechte oder wenig reichhaltige Kost zu beklagen hatte. Als Knabe liebte ich einst ein schwarzes Hähnchen, es starb — und dies war teilweise meine Schuld — jung und ohne Leibeserben zu hinterlassen. Nichtsdestoweniger dürfte mich jeder Mann verstehen, wenn ich sage, ich habe Kerouen gewissermaßen mit den Knochen und Überresten dieses Hähnchens gemästet, indem ich ihn oft mit Hühnerbraten traktierte. Jede junge Freundschaft wird von den Resten der alten, in Feindschaft verwandelten ernährt. Zumal wenn sie bereits wieder brüchig zu werden droht. Also lebte Thomas — ich war taktlos genug, jetzt intimer zu werden und Kerouen beim Vornamen zu rufen — er lebte wie ein Grandseigneur, es ging ihm nichts ab. Kein Kater der Welt dürfte so viele Mausfallen besessen haben wie er. Und gar an dem Tage, wo er zum Kommerzialrat ernannt wurde, ging es hoch her. Aber er wollte nicht mehr, er war meiner und dieser Welt müde.

Denn sonst hätte er nicht tun können, was er mir tat Kerouen hatte es doch wahrlich nicht nötig und auch das Verbotene konnte ihn nicht reizen, dazu stand er ethisch zu hoch: er war überfüttert. Ich hatte mich endlich doch entschlossen, hatte gepackt und war weggefahren, mir endlich belanglose Dinge anzusehen, den Zusammenfluß zweier Ströme, den Flug der Kiebitze über die Sümpfe hin — aber bevor ich noch daran gehen konnte, kam die Nachricht: »Kerouen schwer erkrankt!«

Was war ihm Wurst und Speck! Es ist nicht denkbar, daß er nach derlei Dingen gegiert hätte. Gut: er hatte dem Arbeiter Janku täglich aus dem abgelegten Rock Frühstückswurst und Mittagsspeck gestiebitzt. Aber doch nicht, um diese unsäglich gemeinen Sachen zu verzehren. Vulgär war sein Geschmack nie. Nicht einmal aus Freude am Metier, an diesem männlichsten Metier, brach er ein, nein! er stahl, um dafür halbtot, tot geprügelt zu werden. Er hatte mir noch immer nicht den Fußtritt vergeben. Der Freund hatte ihn verlassen, da verließ er den Freund. Er machte sich meine Abwesenheit zunutze, um sich zu entfernen. Der Arbeiter Janku spielte lediglich die Rolle eines Werkzeugs. Kerouen hatte gehört, wie Janku den Fußtritt beifällig begrinst hatte. Früher hätte Janku sich nicht unterstanden, über Kerouen auch nur despektierlich zu denken. Aber er hatte zugesehen, als ich den Kater mißhandelte — und Kerouen seinerseits hatte ihn dabei gesehen, lief zu dem Arbeiter und stahl ihm die Wurst. Zu anderen Zeiten hätte Janku Schadenersatz verlangt und nicht selbst den Richter gespielt. Nun aber besaß er ein neues Erlebnis, faßte meinen längst zurückgenommenen Fußtritt als Aufforderung und Erlaubnis auf, dem Kater den Rest zu geben. Den komplizierten Windungen unseres Benehmens nachzuirren, war er nicht geschaffen, er gehorchte einem Weltgesetz. Wen der Herr tritt, erschlägt der Knecht. Nein, Janku trug nicht schuld, und dann war er schon dreißig Jahre im Hause, ihn konnte man

nicht entlassen. Sicherlich hatte er geglaubt, mir einen Dienst zu leisten. Warum auch, sagte er, war der faule Czigan nicht nach den Mäusen der Welt gelaufen, statt ihm den Speck zu stehlen?

Ein Steinwurf hatte dem armen Kerouen den Kopf zerschmettert, den Leichnam auf ein Stoppelfeld geschleudert. Er lag unweit einer Mauer — wie die Kater, die ich um seinetwillen von den Dächern herabgeholt hatte. An seinem dünnen »Es ist erreicht«—Schnurrbart klebten spärliche Tropfen geronnenen Blutes. Das Rot seines Blutes war ein anderes als das des Ziegels, von dem er sich töten ließ. Die Pfoten hatte er ein für alle Male dezidiert von sich gestreckt, ein Rabe aber bekannte sich zu ihm, flog vom Weingebirg heran auf seinen Leichenschwingen, stieg hernieder, krächzte ruhmredig und verkündete die Annexion.

Kerouen sollte also noch jemandem zugute kommen. Möge er, dachte ich, möge ihn der Rabe zu sich nehmen, vielleicht kann er damit wieder einen Propheten in der Wüste speisen. Aber für diesen Zweck stank mein Frevel wohl schon allzusehr zum Himmel, der Rabe erhob sich bald wie rachekrächzend und überließ mich wieder meinem Opfer. In der Selbstmörderecke des Bauernfriedhofes, wo die Wanderer und Zigeuner ruhen, wollte ich ihn nicht beerdigen lassen. Wo sein Grab liegt, darf nur ich wissen. Er hinterließ — wie gewöhnlich — nur wenig, und hatte es vorher schon sorgfältig zugescharrt. Soweit ich die Menschheit kenne, wird sie sich darum nicht kümmern.

Der Nachbar hat mich auf Schadenersatz verklagt. Ich habe Miaulina mit einem Flaubertgewehr erschossen. Sie soll nicht triumphierend des Lebens genießen, während Kerouen verwesen muß. Der Sabine habe ich gekündigt, nicht ohne ihr vorher Rops gezeigt zu haben. Dies alles war Rache für Thomas Kerouen. Doch was konnten die armen Katzen dafür? Sie ahnten nicht, was sie verbrachen. Sie konnten nicht anders. Aber ich, ich! Wie kann ich mich —züchtigen?

Er hat es eilig gehabt, er hat sich auf und davon gemacht, ohne sich auch nur Zeit zu nehmen, seinen Schnurrbart zu putzen, vom Blute zu reinigen. Aber ich will mich vom Blute reinigen, ich will meine Tat sühnen. Eine Zeitlang hockte wohl des Nachts auf meiner Decke ein schwarzes Gespenst, verwaiste Mausfallen begannen zu rasseln — Kerouen drohte mich zu ersticken, mir die Kehle zu durchbeißen. Ich fahre auf, aber dann ist ja alles wieder verschwunden und der Schlaf kehrt zurück. Klein, außer allem Verhältnis zur Schuld ist die Strafe und groß sind die Gewissensbisse. Wenn ich den Kater wenigstens eigenhändig umgebracht hätte! Doch er hat mich umgebracht, ich habe mich unsterblich blamiert. Und ich kann mich nicht rächen: ein armseliges Tier übertraf mich an Seelengröße, vollzog geschickt das Harakiri und mir ließ es das Leben.

Ich habe mich dem Kommissariat gestellt. »An meinen Händen klebt Blut« sagte ich, »ich habe meinen Kater erschlagen.« »Sie waren doch der Herr,« behauptete der Polizist, »sie durften machen, was sie wollten.« Dann fiel es ihm an, ich sei nicht recht bei Trost, und er rief den Beamten. Ich blieb bei meiner Anzeige. »Derart feine Rechtsbegriffe machen ihnen alle Ehre, Herr Herrensein, aber wohin käme man da.« »Das wäre auf dieser Erde nur logisch«, erlaubte ich mir einzuwerfen. Da geriet der Beamte in Rage. »Sie sind reif fürs Irrenhaus.« Ich brauche also die Nachprüfung nicht zu machen. (Hier ging es ohne Toluol.)

Mir bleibt nichts übrig als vor Leuten zu warnen, die ein Tagebuch führen. Wenn ihnen ein Freund erschlagen wird, wissen sie, daß das Rot seines Blutes ein anderes ist, als das des Ziegelsteins, der ihn entfernte. Ich war niederträchtig genug, diese Geschichte zu schreiben, die Leute werden sie aus-

gezeichnet finden, man wird nicht den Verkehr mit mir abbrechen, man wird weder mir noch sich ins Gesicht spucken. Alle Menschen sind so wie ich. Ich stelle die Menschheit dem Kommissariate.

---

## Wien

### LUDWIG V. BEETHOVEN

Briefe, bei Hesse, Leipzig:

1812: ... verflucht sey das Leben hier in der österreichischen Barbarei für mich, — ich werde jetzt meistens zum Schwanen gehen, da ich mich in anderen Wirtshäusern der Zudringlichkeit nicht erwehren kann ... Wäre ich reich oder nicht in dem Zustand wie alle, die ihr Schicksal an dieses Land gekettet (außer den österreichischen Wucherern) ...

1815: Ich kann sagen, ich lebe hier beinahe allein in dieser größten Stadt Deutschlands, da ich von allen Menschen, welche ich liebe, lieben könnte, beinahe entfernt leben muß ...

... Auch jetzt erhalte ich dieses elende Geld nicht zur rechten Zeit ... So sieht es denn aus in diesem monarchischen und anarchischen Österreich.

1817: Wegen einer Haushälterin will ichs noch überlegen; wäre man bei dieser gänzlichen moralischen Verderbtheit des österreichischen Staates nur einigermaßen überzeugt, eine rechtschaffene Person erwarten zu können ...

1824: ... Es gibt Konvenienzen, denen man unmöglich ausweichen kann, umso mehr, da ich von auswärtigen Verhältnissen abhängig bin, indem mir Österreich nichts als Verdruß und nichts zu leben gibt.

### LUDWIG V. BEETHOVEN, NACH DEN SCHILDERUNGEN SEINER ZEITGENOSSEN

Von Ludwig Nohl, Stuttgart, bei Cotta 1877:

S. 118. Dr. Karl v. Bursy über seinen Besuch bei Beethoven (1816):

... Er erzählte mir viel von Wien und seinem Leben hier. Gift und Galle wütet in ihm. Allem trotz er, mit allem ist er unzufrieden, und flucht besonders über Österreich und namentlich über Wien ... »Mich fesseln Verhältnisse hier«, sagte er, »aber es geht hier lumpig und schmutzig zu. Es kann nicht ärger sein. Niemanden kann man trauen. Was man nicht schwarz auf weiß hat, das tut und hält kein Mensch. Sie wollen, man soll arbeiten, und bezahlen wie die Lumpe, und nicht einmal das Verabredete« ... Vorzüglich sprach er viel gegen Wien und zwar mit Ingrim. Er wünscht sich aus Wien ...

S 124. Prof. A. Klöber über Beethoven im Jahre 1818:

.... Er sprach gern von der anmaßenden Eitelkeit und dem verkehrten Geschmack der Wiener Aristokratie, auf die er niemals gut zu sprechen war, denn er fand sich eigentlich zurückgesetzt oder nicht genugsam verstanden ...

S. 152. Friedrich Rochlitz schreibt an seine Frau am 9. Juli 1822 über seinen Besuch bei Beethoven:

... Er begann mit dem Lobe Leipzigs und seiner Musik ... »Und wenn darüber nichts gedruckt würde, als die dünnen Register; ich läse es doch mit Vergnügen«, sagte er. »Man sieht doch: es ist Verstand darin und guter Wille. Hier hingegen ... « Nun gings los und derb, auch ließ er sich gar nicht Einhalt tun. Er kam auf sich: »Von mir hören Sie hier gar nichts« ... »Was sollten Sie hören? Fidelio? Den können sie nicht geben und wollen ihn auch nicht hören. Die Symphonien? Dazu haben sie nicht Zeit. Die Konzerte? Da orgelt jeder nur ab, was er selbst gemacht hat. Die Solosachen? Die sind hier längst aus der Mode, und die Mode tut Alles ... «

#### FERDINAND RAIMUND

Werke, Wien 1981, bei Konegen:

1831: ... Ich freue mich, daß ich im Ausland gefalle, aber ich habe Wien gewiß nur darum verlassen, um durch erworbenen Beifall im Auslande bei meinen Landsleuten zu gewinnen, und nur soviel zu erwerben, daß ich im Alter vor Mangel geschützt bin ...

#### ROBERT SCHUMANN

Gesammelte Schriften, Leipzig 1871, bei Wiegand:

1839: ... Der Wiener ist im Allgemeinen äußerst mißtrauisch gegen ausländische musikalische Größen (etwa italienische ausgenommen); hat man ihn aber einmal gepackt, so kann man ihn drehen und wenden, wohin man will, er weiß sich dann kaum vor Lob zu lassen und umarmt unaufhörlich. Sodann gibt es hier eine Clique, die Fortsetzung derselben, die früher den Don Juan und die Overture zu Leonore auspufft, eine Clique, die meint, Mendelssohn componiere nur, damit sie's nicht verstehen sollen, die meint, seinen Ruhm aufhalten zu können durch Stecken und Heugabeln, eine Clique mit einem Worte so ärmlich, so unwissend, so unfähig in Urteil und Leistung, wie irgend eine in Flachsenfingern ... (Zur Aufführung von Mendelssohn »Paulus« in Wien.)

#### ALBERT LORTZING

Briefe, bei Seemann, Leipzig:

... Ich habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß Wien, Österreich im allgemeinen, für mich (als Opernkomponisten) kein Terrain ist. Das Volk kann nicht *reden* und nicht *spielen*. Es ist ein wahrer Jammer. Überhaupt ist der musikalische Geschmack hier der verdorbenste ... Nur Dudeldei und immer Dudeldei, Trillerei! und das in einer Stadt, wo Mozart, Beethoven, Gluck und andere gelebt und gewirkt haben ... Mit der Komödie ist es ebenso traurig, das Burgtheater abgerechnet, wo allerdings dann und wann mit Wasser gekocht wird, davon aber abgesehen, kann man es immer ein Kunstinstitut nennen, nur schade, daß die Besten alle schon in vorgerückten Jahren sind ...

... Hier in Wien hat nämlich jeder, der mit irgend etwas vor die Öffentlichkeit tritt, einen Kerl an der Hand, der für ihn schreibt, den er dafür bezahlt, traktiert, kleidet usw. Unter allen diesen bezahlten oder sich honorieren lassenden Lumpenhunden steht Herr Saphir obenan ... Da ich nun mit Rezensenten nie kommerschiert, sie

nie honoriert, auch ihre Blätter nie gehalten habe, so ist es natürlich, daß ich — hier wenigstens — ganz unbeachtet bleibe, denn — ehrlich gesprochen — hier ist das Terrain nicht, mich hervorzutun, ich müßte denn mein ganzes Naturell umkehren ...

#### **ANSELM FEUERBACH**

Ein Vermächtnis, Mayer und Jessen, Berlin:

... Die Ausstellung meiner großen Bilder, »Amazonenschlacht« und »zweites Gastmahl« ... sollte mich aus dem Traume erwecken. Es brach ein Sturm über mich los, der mich wenigstens über die Bedeutung der Bilder beruhigen konnte. Ich setzte mich nicht zu Tische ohne Spott— und Hohnkritiken, ohne Karikaturen — leider waren sie immer schlecht — neben meinem Kuvert zu finden, und ich legte mich nicht zu Bette, ohne von den Dachtraufen meine Niederlage erzählen zu hören ... »Das ist so bei uns in Wien« sagte man mir zum Troste und ich ließ es mir gesagt sein ... Eins können sie (die Wiener nämlich) sagte mir ein angestellter Herr, als ich ihm einiges über meine neuesten Erfahrungen mitteilte, »trätszen könnens« ... Scherz beiseite. Ich habe vollkommen begriffen, daß ein Lessing oder Goethe in Österreich unmöglich gewesen wäre; selbst dem bescheidenen Grillparzer hat man den Lorbeer erst auf das Grab gelegt ... Man sagte mir, daß vom Professor bis zum Hausknecht herab sich alle über mein schlechtes Bild lustigmachten. Es wurde mir dies mit vieldeutigem Lächeln verkündet. Das ist so in Wien.

#### **RICHARD WAGNER**

Brief an Jauner vom 19. Mai 1879:

Sie haben doch sonst Phantasie. Können oder wollen Sie sich die Ergebnisse eines erneuten Besuches von mir in Wien nicht ausmalen? Ich dünkte, wir hätten doch genug davon das letzte Mal erfahren! Glauben Sie, daß die sechs Wochen im Winter 1875 als angenehme Erinnerungen in meinem Gedächtnisse leben? Selbst wenn ich mich gar nicht um Ihre Aufführungen bekümmern, keiner Probe beiwohnen und bloß auf gut Glück bei den Vorstellungen Figur machen wollte, würde ich, wenn ich nur über die Straße gehe oder etwa einem Bettelungen ein Wort sagen würde, im Kot herumgezogen werden und — wie die Freunde nun einmal sind — Alles von diesen mir wiedererzählen lassen müssen. Lieber Freund! Als ich am letzten Abend nach Ihrem üppigen Souper von Ihnen schied, wußte ich, daß ich nie wieder Wien betreten würde.

Schriften und Dichtungen:

Als ich der Direktion mich endlich dazu erbot, mit besonderer Berücksichtigung der Kräfte und des Personalbestandes des Theaters, ein neues Werk eigens für Wien zu schreiben, ward mir der wohlervogene, schriftliche Bescheid zugeteilt, daß man für jetzt den Namen »Wagner« genügend berücksichtigt zu haben glaube und es für gut finde, auch einen anderen Tonsetzer zu Worte kommen zu lassen ... Er (Beethoven) lebte in Wien und kannte nur Wien: dies sagt genug. Der Östreicher, der nach Ausrottung jeder Spur des deutschen Protestantismus in der Schule romanischer Jesuiten auferzogen worden war, hatte selbst den richtigen Akzent

für seine Sprache verloren, welche ihm jetzt, wie die klassischen Namen der antiken Welt, nur noch in undeutscher Verwelschung vorgesprochen wurde. Deutscher Geist, deutsche Art und Sitte, wurden ihm aus Lehrbüchern spanischer und italienischer Abkunft erklärt; auf dem Boden einer gefälschten Geschichte, einer gefälschten Wissenschaft, einer gefälschten Religion, war eine von der Natur heiter und freimütig angelegte Bevölkerung zu jenem Skeptizismus erzogen worden, welcher, da vor allem das Haften am Wahren, Echten und Freien untergraben werden sollte, als wirkliche Frivolität sich zu erkennen geben mußte.

**HANS VON BÜLOW**

1860:

... Orchester und Oper in Wien prachtvoll — sonst lauter Dreck und riesige Gemeinheit.

**FERDINAND GEORG WALDMÜLLER. SEIN LEBEN, WERK UND SEINE SCHRIFTEN**

Herausgegeben von Arthur Roeßler und Gustav Pisko. Selbstverlag von Gustav Pisko in Wien:

1855: ... Der Gehalt in meiner Anstellung als Kustos der akademischen Galerie, 800 fl. ist sehr gering. Ich hatte nie um eine Erhöhung desselben angesucht — — und so geschah es denn auch, daß ich bey der Reorganisierung der Akademie — völlig ignoriert blieb.

»**DIE WIENER BÜCHL—SCHREIBER, NACH DEM LEBEN GESCHILDERT ...** «

Im deutschen Museum, 2. Bd., Leipzig bei Wiegand, 1783:

... Doch wiederum zu meinem Text!  
Ihr Wiener, seid ihr denn verhext,  
daß jeder Wisch zum Buch getauft,  
von Euch begierig wird gekauft? ...

... Der Beifall so schlechter Schmiererei  
zieht noch Scribler aus aller Welt herbei,  
den man aus andern Ländern treibt,  
Bettelt sich bis nach Wien, — und schreibt ...

**FRIEDRICH NICOLAI, »REISEN DURCH DEUTSCHLAND UND DIE SCHWEIZ ...** «

erschien 1783 f., Berlin und Stettin:

... Die Fiaker haben keine Taxe, so höchst nötig dies auch wäre, da dieser Leute so viel sind. Man muß mit ihnen jede Fahrt bedingen, welches sehr beschwerlich ist. Selten und nur bei gutem Wetter fahren sie unter einem Siebzehner und wenn es einige Straßen weit ist, so fordern sie doppelt so viel. Wenn es regnet oder kein anderer Fiaker in der Nähe ist, fordern sie von einem Fremden, was sie wollen ...

... Den Gastwirten ist keine Taxe vorgeschrieben. Es pflegt auch kein Fremder über ein paar Tage in einem Gasthofe zu wohnen; denn die allgemeine Meinung ist, daß sie sehr teuer und schlecht sind ...

... Aufklärung ist daselbst jetzt das Modewort! Was soll jetzt in Wien nicht das Wort Aufklärung alles bedeuten! ... Ein anderer hält Wien jetzt für aufgeklärt, weil er im Kaffeehaus, öffentlich über Religion spotten, auf die Geistlichkeit schimpfen und ungestraft eine Nymphe vom Graben auf seine Stube rufen darf ...

... Ein wohlhabender Bürger in Wien isset beynahe den ganzen Tag. Schon in der Frühe schlürft er im Sommer ein Paar Seidl (halbe Maße) Obers oder Milchrahm in sich und genießt eine gehörige Anzahl Kipfl oder Milchbrödchen dazu. Im Winter aber tunkt er sein Eierkipfl in Milchkaffee, und ehe er in die Messe geht, stopft er eine gute Portion Gebetwürste in sich. Noch Vormittags ist er im Sommer im Kirschweinkeller, oder im Winter im Methkeller anzutreffen, und dabey wird wieder etwas kaltes genossen. Zu Mittag ißt er gewöhnlich vier Gerichte, und von jedem nicht wenig. Alsdann setzt er sich ein halbes Stündchen in einen Schwungstuhl und schaukelt sich, um die Verdauung zu befördern, dafür kann er auch gegen vier Uhr ein tüchtiges Jausen— oder Vesperbrot, zu sich nehmen. Um fünf Uhr gehet er im Sommer in einen öffentlichen Garten zum Kegelspiel und nach einem halben Stündchen empfindet er daselbst schon wieder Hunger. Da ist dann ein Aufgeschnittenes (geschnittener kalter Braten), geselchtes Kaiserfleisch (geräuchertes Rippfleisch) oder gebachene Hendl (geviertelte in Schmalz oder geschmolzene Butter und Mehl gebackene junge Hühner) bereit; die ihm sehr wohl schmecken. Im Herbst oder Winter gehet er ins Lothringer Bierhaus, oder in das bey der Schlange auf der Kärtnerstraße. Daß er da Luft oder Hornerbier trinkt, ist das wenigste. Er ißt auch gebratene Schnecken, eingerührte Eyer, Lungenbrat, oder wenigstens doch eine gute Portion Kipfl. Dem ohnerachtet kann er zu Hause gegen acht Uhr doch wieder eine Abendmahlzeit von drey Gerichten verzehren. Oder wenn er mäßig seyn will, geht er in ein Gwürzgwölb, speißt ein hundert Austern, trinkt einen süßen Wein dazu und spielt eine Partie Woida ...

... Sobald man sich also an den Tisch setzt, so stellt sich der Kellner vor den Gast und nach einem »Wos schoffens Ihr Gnoden?« fängt er an, die Litaney von den verschiedenen Arten des ersten Gerichtes herzubeten ...

... Man darf zu allen Zeiten des Tages in die Kaffeehäuser und im Sommer in die Kaffeegärten gehen, so findet man beständig eine Menge von Menschen, die sich mit Nichts beschäftigen ...

... Der Menschen, die aus einem Kaffeehause ins andre, von einem Spaziergang nach dem andern, und von einem Wirtshause ins andere gehen, sind eine unglaubliche Menge ...

... Diese Sorglosigkeit ist ein allgemeiner Charakterzug des Volkes von Wien, der jedem aufmerksamen Beobachter auffallen muß ...

... Es ist wirklich lustig zuzusehen, wie sich die Leute so wohl befinden, wenn man nur nicht an das denkt, was sie zu Hause versäumen. Sie sitzen da, als ob sie bloß zum Essen geschaffen wären. Man kann an keinem Orte so essen sehen wie in Wien ...

... Es gibt in jedem Lande eine Menge Dinge, worüber Eingeborene und Fremde immer verschieden denken werden, weil dieselben immer aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Nirgends ist das aber wohl merklicher als in Wien und in Östreich

überhaupt, wo die Eingeborenen, mehr als sonst irgendwo, viele Dinge schon seit langer Zeit aus einem gewohnten Gesichtspunkte betrachten, und sich daher gar nicht vorstellen können, daß sie jemand aus einem andern betrachten könne, ohne voll Vorurtheil oder ohne Einsicht oder von gehässiger Gemütsart zu sein ...

**JOHANN KASPAR RIESBECK »BRIEFE EINES REISENDEN FRANZOSEN ... 1784«**

Altenstadt in Hessen 2007:

... Ohne grosse Beschwerde kann ich nun freylich nicht in die Stadt kommen. Während daß man zu Paris ewig im Kot herumwaded, möchte man hier beständig im Staub ersticken. Wien steht den trockenen Ost= und Nordwinden offen, und ist von nahen Bergen gegen die Süd= und Westwinde gedeckt, da hingegen Paris von den letztern zu viel befeuchtet wird. Wenn es hier eine ganze Nacht geregnet hat, so ist einige Stunden nach Aufgang der Sonne alles wieder aufgetrocknet, und gegen Mittag steigen schon wieder die Staubwolken empor. Regnet es den Tag über, so ist während dieser Zeit wegen des vielen Staubes der Koth entsetzlich tief. Nun muß ich, wenn ich in die Stadt will, über die weite und öde Ebene, welche sie von ihren Vorstädten trennt; wo die Fußgänger meistens gezwungen sind, den Mund und die Nase mit einem Tuch zu verstopfen, um nicht vom Staub erstickt zu werden. Man fährt hier durchaus, auch mit den Fiakern, im stärksten Trott oder im Gallopp, und da der Weg nach Schönbrunn unter meinem Fenster vorüber geht, so gehört viel Vorsicht und noch etwas Glück dazu, um mit verstopftem Munde durch das Staubgewölke durchzukommen, ohne überfahren zu werden, oder mit dem Kopf an einen andern Fußgänger anzurennen ...

... Hier wimmelt es von Gelehrten. Wenn dir einer begegnet, dem du nicht an seinen schmutzigen Händen ansehen kannst, daß er ein Färber, Schmied oder Schuhmacher, oder an der Uniform, daß er ein Laquay, oder am vielen Gold auf den Kleidern, daß er ein grosser Herr ist, so kannst du sicher seyn, du hast einen Gelehrten oder einen Schneider vor dir, denn beyde Menschenklassen hab ich hier noch nicht recht unterscheiden gelernt. Frägst du mich aber um die Namen der hiesigen sogenannten Gelehrten, so bin ich in einer verfluchten Verlegenheit. Es giebt wohl einige, die mit dem Kopf weit über den grossen Haufen dieser Gelehrten emporragen. Hell, Martini, Störk, Stephani, Denis und dann vor allen Herr Sonnenfels, der einzige Philosoph, der den Namen verdient, der sehr viele brauchbare Kenntnisse mit wahrer Vaterlandsliebe, Geschmack und Eleganz verbindet. Ausser diesen sind noch einige wenige da, die allenfalls den Namen eines Gelehrten ohne Erröthen tragen können, und die Leute von Stande, die ihr Wissen für sich behalten, oder doch nur so viel davon von sich geben, als es Einfluß auf die Staatsgeschäfte hat, rechne ich gar nicht hieher. Aber alle diese müssen sich des Namens eines Gelehrten schämen. Denn im Ganzen genommen, usurpirt man hier diesen Titel abscheulich. Ich will dir ein Gemähde von einem Gelehrten machen, der noch dazu unter den pecora Campi dieses Namens eine vorzügliche Figur spielt ...

... Ueberhaupt herrscht hier im alltäglichen Umgang nichts von der Munterkeit, dem geistigen Vergnügen, der uneingeschränkten Gefälligkeit, der lebhaften und zum Interesse des Umganges unumgänglich nötigen Neugierde, wodurch auch die Gesellschaften vom niedrigsten Rang zu Paris beseelt werden. Kein Mensch macht hier Beobachtungen über die Leute, die den Hof ausmachen. Niemand versieht das Publikum mit Anekdoten und Neuigkeiten du jour. Du findest unzählige Leute von Mittelstand, die von ihren Ministern, Generälen und Gelehrten kein Wörtchen zu sagen wissen, und sie kaum dem Namen nach kennen. Alles hängt hier ganz an der Sinnlichkeit. Man frühstücket bis zum Mittagessen, speißt dann zu Mittag bis zum Nachtmal; und kaum wird dieser Zusammenhang von Schmäussen von einem trägen Spaziergang unterbrochen, und dann gehts in das Schauspiel. Gehst du den Tag über in ein Kafeehaus, deren es hier gegen 70 giebt, oder in ein Bierhaus, welche unter den öffentlichen Häusern die reinlichsten und prächtigsten sind — ich sah eines mit rothem Damast tapeziert und mit vergoldeten Rahmen, Uhren und Spiegeln à la grecque und mit Marmortischen — so siehst du halt das ewige Essen, Trinken und Spielen. Du bist sicher, daß dich kein Mensch ausforscht oder dir mit Fragen lästig ist. Kein Mensch redet da, als nur mit seinen Bekannten, und gemeiniglich nur ins Ohr. Man sollte denken, es wäre hier wie zu Venedig, wo sich alle Leute in den öffentlichen Häusern für Spionen halten ...

#### **DER GEWÖHNLICHE WIENER MIT LEIB UND SEELE**

Untersucht in einer Faschingskinderlehre. Wien 1784:

... Ein Wiener ist ein Mensch, der selbst nicht recht weis, was er ist. — Den Wiener erkennt man, sobald er das Maul aufmacht.

... Was muß jeder Wiener notwendig wissen? Wo man den besten Wein schenkt, und wo Kirchtag ist. Was die Partie Quarambol kostet. — Welcher Fiaker am schnellsten fährt. — Über galante Krankheiten zu scherzen.

Was glaubt der Wiener? Daß es nirgends besser leben sey, als in Wien. — Glauben sie, daß sie deutsch reden. Daß sie Engländer sind, wenn sie Picke—nicks geben, Punsch trinken, und einen runden Hut aufsetzen. — Daß sie nichts mehr zu lernen brauchen, wenn sie einige Schulen absolviert haben.

Was hofft der Wiener? — — auf einen Terno in der Lotterie — —

Was liebt der Wiener? — Ihre liebe Wienerstadt mit dem Stephansturm. — Ihre Heiligenstrizel, Oratewurst mit Wermuth, und die geweihten Osterschunken. — Alle ausländischen Thorheiten — die Ferien, und überhaupt alle Täge, wo sie nichts thun dürfen.

Von den Geboten der Wiener. — Du sollst tadeln, was du nicht verstehst. — Du sollst nicht denken. — Du sollst bei keynem Gewürzgewölb vorbegehen, ohne Austern zu essen. — Du sollst bey Leibe nicht zu viel arbeiten.

Was hält der Wiener für eine Seligkeit? — Einen steyrischen Kapau in Sauerkraut, oder Müscherln. — An Sonn— und Feyertägen am Graben stehen, und das Maul aufsperrn. — Kaffee und gute Jausen. — Ein wenig Leutausrichten.

Was hält der Wiener für eine Todsünde? — Einen vernünftigen Diskours. — Ein nützliches Buch. — Einen feinen Scherz. — Industrie. — Wassertrinken. — Eine schlechte Mahlzeit. — Oekonomie. Die 4 letzten Dinge der Wiener sind: Abzehrung, Podagra, Bankrout, das Spital.

Hat der Wiener Geschmack? Ja! Denn er weiß einen Fasan von einem Kapaun zu unterscheiden.

Was für eine Wirkung wird wohl gegenwärtige Kinderlehre auf die Wiener machen? Sie werden sie kaufen — lesen — erst lachen, dann schimpfen — die Pille hinabschlucken, und *Wiener* bleiben.

## NEUESTES SITTENGEMÄLDE VON WIEN, 1801

Bei Anton Pichler (anonym):

Schon acht Tage vorher (vor Neujahr) geht mit einem Teile der untern Classen eine gewisse Veränderung vor ... Dein Barbier und Friseur, wenn sie auch das ganze Jahr über nie die Stunden gehalten hätten, kommen pünktlich; die Brief— und Zeitungsträger finden sich um eine Stunde früher als gewöhnlich mit ihren Blättern ein; im Gasthof eilt der Kellner, der Dich sonst ziemlich lange warten ließ, deine Befehle zu vollziehen, und kömmt Du ins Kaffeehaus, so tritt Dir der Marqueur, der sich sonst nie um Dich bekümmerte, mit dem Zeitungsblatt entgegen, und fragt sehr artig, was Du zu befehlen hast ...

... Wenn irgendwo ein altes Haus, das nur zwey oder drey Geschosse hat, niedergerissen wird, so setzt der neue Erbauer eines von noch einmahl so viel auf den Platz. Jeder Winkel ist kostbar, jedes Stübchen wird mit Nutzen und sehr teuer vermietet ... keine luftigen geräumigen Höfe, keine hohen freyen Zimmer, keine Vorplätze oder Vorhäuser, keine offenen Gallerien, nur Zimmer an Zimmer, so klein, so niedrig, so voll Fenster und Türen, als man kann, jeder Winkel verbaut, jeder Platz vermietet.

... Hier steigt der Dampf von so viel Ställen, Ausgüssen, der Rauch von so vielen Essen, so vielen Feuerstätten, der Geruch stark duftender Waaren der Specerey— und anderer Kaufleute, der verpestende Gestank aller Unreinlichkeiten auf den Straßen und in den Thorwegen beständig empor und schwängert die Luft, die, wenn sie nicht wie jetzt voll Nebel und Feuchtigkeit ist, beständig von einer Staubwolke verfinstert wird, mit mephitischen Teilen.

... Man gehet herum, man besieht, man kauft, man trifft Bekannte, schwätzt, hört Neuigkeiten, verzehrt einige Näschereyen ... So vergeht der Vormittag des müssigen Wieners, und nach Tische warten seiner neue Freuden ...

... Nun kommt eine prächtige Equipage, ein Mann sitzt zwey Damen auf dem Schosse und lenkt die Pferde — alles ist prächtig geputzt — man stutzt — und ich frage ganz erstaunt, wer wohl dieser Kavalier und seine Damen seyn müßten. Es ist — ein Kaufmann — ein Schneidermeister — ein getaufter Jude oder so etwas, und die Damen gehören zu den Nichtgrausamen Schönen; ...

... Die Theurung, die schrecklichen Zeiten, die Wirthschaft, die drohenden Gefahren — die Unmöglichkeit länger so zu leben, das sind die grossen Hauptgegenstände, worüber man jetzt — nicht etwa von der untersten Classe, sondern in allen galanten Zirkeln, seufzen, klagen und jammern hört ...

**SCHILLER:**

... Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.

**AUS EINER ALTEN REISEBESCHREIBUNG:**

Ein Klumpen Häuser und Paläste,  
voll Ungeziefer, voller Gäste.  
Ein Mischmasch aller Nationen,  
Die in Ost—West—Süd—Norden wohnen;  
Gestank und Kot in allen Gassen.  
Viel Weiber, die den Ehstand hassen,  
Viel Männer, die mit andern teilen;  
sehr wenig Jungfern, lauter Fräulen.  
Betrug und List in allen Buden;  
Beschnitt'ne und getaufte Juden.  
Viel Kirchen allzeit voller Sünder.  
Viel Schenken und darin viel Schinder.  
Viel Klöster, drin viel Pharisäer.  
Viel Händel und viel Rechtsverdreher.  
Viel Richter, die das Recht verkaufen,  
Viel Feste zelebriert mit Saufen.  
Viel große Häuser voller Schulden,  
Viel Praler, die den Stock gedulden.  
Viel Windverkäufet ohne Mittel.  
Viel schlechte Tropfen voller Titel.  
Gestrenge Bauern, gnäd'ge Bürger,  
viel Zöllner, viel latein'sche Würger,  
viel Hoffart, wenig Complimenten,  
viel Ignoranz und viel Studenten.  
Viel Stutzer und geborgte Kleider,  
viel Säufer, Spieler, Beutelschn'eider,  
Lackeyen, Pagen, Pferde, Wagen,  
viel Reiten, Fahren, Gehen, Tragen,  
viel Drängen, Stoßen, Zerren, Zieh'n,  
Dieß ist das Quodlibet von Wien.

---

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**